

DER FELS

Papst Benedikt XVI.:
„Unsere Sendung verlangt
vollkommene Treue“

227

Bischof Heinz Josef Algermissen:
Kirche ist weit mehr als Strukturen

231

Papst Benedikt XVI.: Caritas in veritate
Liebe in der Wahrheit
kommentiert von Prof. Dr. Lothar Roos

236

Katholisches Wort in die Zeit

40. Jahr August/September 2009



INHALT

| | |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| Papst Benedikt XVI.: „Unsere Sendung verlangt vollkommene Treue“ Teil I | 227 |
| Bischof Heinz Josef Algermissen: Kirche ist weit mehr als Strukturen | 231 |
| Stefan Meetschen: „Die Kirche muss radikal bleiben!“ | 232 |
| Prof. Dr. Reinhold Ortner: „Die Kreuzestreue des Priesters“ | 235 |
| Papst Benedikt XVI.: Caritas in veritate – Liebe in der Wahrheit Schlüsseltexte | 236 |
| Prof. Dr. Lothar Roos: „Verkündigung der Wahrheit der Liebe Christi in der Gesellschaft“ | 236 |
| Ursula Zöller: Herzlich Willkommen in Aschaffenburg! | 242 |
| Prof. Dr. Lothar Roos: Die Politiker stellen die Weichen Schluss | 245 |
| Dr. Eduard Werner: Mutmacher in unserer Zeit | 250 |
| Dr. Thomas Krapf: Völkermord, Vertreibung, Enteignung | 251 |
| Jürgen Liminski: Alles Glück ist Liebe | 254 |
| Franz Salzmacher: Mehr Licht, bitte! | 259 |
| Raymund Fobes: Wenn der Mensch Gott spielen will | 260 |
| Auf dem Prüfstand | 264 |
| Zeit im Spektrum | 266 |
| Bücher | 268 |
| Veranstaltungen | 271 |

Impressum „Der Fels“ August/Sept. 2009 Seite 271
Redaktionsschluss ist jew. der 5. des Vormonats

Titelbild: Krönung Mariae 22. August
Handschrift d. badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Fotos: 227, 240 KNA-Bild; 228 Bildlexikon d. Heiligen, Pattloch-Verlag, S.724, 229, 239, 241, 247 Archiv; 231 R. Gindert; 233, 234 Meetschen; 242, 243, 244 Tourismusbüro Aschaffenburg und Ursula Zöller; 250 Stiftung Ja zum Leben; 252, 253 Krapf; 254, 255, 256, 259 Liminski; 261, 263 Fobes;
Quelle S. 272: Franziskus Berzdorf in „Getuigen voor Christus“. Den Bosch 2008. Niederl. Martyrologium.

Liebe Leser,

wenn es um letzte, aber entscheidende Fragen geht, zeigt sich, dass eine Gesellschaft ohne Gott hilflos und führungslos dahin treibt. Die Frage nach der Patientenverfügung ist eine solche. Der Deutsche Bundestag wollte mit seiner Entscheidung die „Selbstbestimmung“ des Menschen perfektionieren. Um seine Handlungsfähigkeit zu beweisen, versuchte er, eine Situation, die nicht vor auszusehen ist, gegen den Rat der Ärzte, der Hospizbewegung, der Patientenverbände und der Kirche gesetzlich zu regeln.

Romano Guardini hat einmal geäußert: Die Kirche darf den Menschen nicht im Stich lassen. Sie tut es nicht! Weder in den Fragen, die das Verhältnis des Menschen zu Gott betreffen, noch in denen, die die Beziehung der Menschen untereinander zum Inhalt haben.

Papst Benedikt XVI. hat seine Mitarbeiter, die Priester, zu einer geistigen Erneuerung aufgerufen und mit seiner neuen Sozialenzyklika „Caritas in Veritate“ Licht in eine heillos verwirrte Gesellschaft gebracht, während uns die Politiker nicht mehr klarmachen können, wie eine gut geordnete Gesellschaft aussehen müsste, weil sie es selber nicht wissen.

Der 9. Kongress „Freude am Glauben“ in Aschaffenburg hat das Generalthema „Mit einer starken Kirche die Gesellschaft erneuern“. Klingt das nicht ein wenig überheblich? Anders gefragt: Ist die Kirche in Deutschland stark genug für diese Aufgabe? Ist sie nicht innerlich geschwächt, wenn das oberste Laiengremium (ZdK) zum Boykott gegen päpst-

liche Rundschreiben aufruft, in den führenden Repräsentanten der von der Kirche verbotenen Schwangerenkonfliktberatung „Donum Vitae“ verbunden ist, durch eine seiner Kommissionen den Missionsauftrag Christi relativiert? Ist die Kirche in Deutschland stark, wenn Theologieprofessoren die Auferstehung Christi von den Toten oder die Verwandlung von Brot und Wein in Leib und Blut Christi in der Eucharistiefeier in Frage stellen? Ist die Kirche in Deutschland stark, wenn überfällige Beschlüsse, wie die „Königsteiner Erklärung“ nicht revidiert werden?

Die Zeit erlaubt uns nicht, die Hände in den Schoß zu legen, bis alles in Ordnung gebracht ist. Aus der Geschichte wissen wir, dass die Reformer in der Kirche ihrer Aufgabe stets mit ganzer Hingabe und in engem Schulterschluss mit dem Stellvertreter Christi nachgekommen sind. Ungehorsam war nie ein Erfolgsrezept. Der Kongress „Freude am Glauben“ stellt sich der Herausforderung. Wir haben einen großartigen Papst an der Spitze der Kirche. Er ist eine weltweit anerkannte moralische Autorität und der Sprecher der Christenheit. Die Kirche verfügt auch heute noch über große Reserven, wenn sie zu den Kraftquellen der Erneuerung zurückkehrt. Darüber werden wir auf dem Kongress vieles erfahren. Alle sind herzlich eingeladen, an diesem Kongress teilzunehmen.



Mit den besten Wünschen aus Kaufering
Ihr Hubert Gindert

„Unsere Sendung verlangt vollkommene Treue“

Teil I

Liebe Mitbrüder im priesterlichen Dienst,

am kommenden Hochfest des Heiligsten Herzens Jesu, Freitag, dem 19. Juni 2009 – dem Tag, der traditionsgemäß dem Gebet um die Heiligung der Priester gewidmet ist – möchte ich anlässlich des 150. Jahrestags des „dies natalis“ von Johannes Maria Vianney, dem Schutzheiligen aller Pfarrer der Welt, offiziell ein „Jahr der Priester“ ausrufen. Dieses Jahr, das dazu beitragen möchte, das Engagement einer inneren Erneuerung aller Priester für ein noch stärkeres und wirksameres Zeugnis für das Evangelium in der Welt von heute zu fördern, wird 2010 wiederum an diesem Hochfest seinen Abschluß finden. „Das Priestertum ist die Liebe des Herzens Jesu“, pflegte der heilige Pfarrer von Ars zu sagen. Diese bewegende Formulierung veranlaßt uns vor allem, uns innerlich ange- rührt und dankbar bewußt zu werden, welch unermeßliches Geschenk die Priester nicht nur für die Kirche, sondern auch für die Menschheit überhaupt sind. Ich denke an all die Priester, die in Demut Tag für Tag den Christgläubigen und der ganzen Welt die Worte und Taten Christi nahebringen, indem sie versuchen, mit ihren Gedanken, ihrem Willen, ihren Gefühlen und ihrem gesamten Lebensstil mit ihm übereinzustimmen. Wie könnte man es versäumen, ihre apostolischen Mühen, ihren unermüdlichen und verborgenen Dienst und ihre im Grunde allumfassende Liebe zu unterstreichen? Und was soll man zu der mutigen Treue so vieler Priester sagen, die – wenn auch inmitten von Schwierigkeiten und Unverständnis – ihrer Berufung treu bleiben, „Freunde Christi“ zu sein, die von ihm in besonderer Weise gerufen, erwählt und ausgesandt sind?

Ich selbst trage noch die Erinnerung an den ersten Pfarrer im Herzen, an dessen Seite ich meinen Dienst als junger Priester ausübte: Er hinterließ mir das Beispiel einer rückhaltlosen Hingabe an seine seelsorgliche Aufgabe bis zu seinem Tod, der ihn ereilte, als er einem Schwerkranken das Sakrament der Wegzehrung brachte.

Und dann kommen mir die unzähligen Mitbrüder in den Sinn, denen ich begegnet bin und immer noch begegne, auch während meiner Pastoralreisen in die verschiedenen Nationen – Mitbrüder, die großzügig in der täglichen Ausübung ihres priesterlichen Dienstes aufgehen. Aber die vom heiligen Pfarrer von Ars gebrauchte Formulierung ruft auch die Erinnerung an das durchbohrte Herz Christi und an die Dornenkrone auf seinem Haupt wach. Folglich gehen die Gedanken zu den unzähligen Situationen des Leidens, in die viele Priester hineingezogen sind, sei es weil sie Anteil nehmen an den menschlichen Erfahrungen von Schmerz in der Vielfalt seiner Ausdrucksformen, sei es weil sie bei denjenigen, denen ihr Dienst gilt, auf Unverständnis stoßen: Wie könnte man die vielen Priester vergessen, die in ihrer Würde verletzt, in ihrer Sendung behindert, manchmal sogar bis hin zum extremen Zeugnis der Hingabe des eigenen Lebens verfolgt werden?

Leider gibt es auch Situationen, die nie genug beklagt werden können, in denen es die Kirche selber ist, die leidet, und zwar wegen der Untreue einiger ihrer Diener. Die Welt findet dann darin Grund zu Anstoß und Ablehnung. Was in solchen Fällen der Kirche am hilfreichsten sein kann, ist weniger die eigensinnige Aufdeckung der Schwä-



In seinem Brief anlässlich des Beginns des Priesterjahres erinnert Papst Benedikt XVI. an Leben und Wirken des Pfarrers von Ars, des Schutzheiligen aller Pfarrer der Welt.

chen ihrer Diener, als vielmehr das erneute und frohe Bewußtsein der Größe des Geschenkes Gottes, das in leuchtender Weise Gestalt angenommen hat in großherzigen Hirten, in von brennender Liebe zu Gott und den Menschen erfüllten Ordensleuten, in erleuchteten und geduldigen geistlichen Führern. In diesem Zusammenhang können die Lehren und die Beispiele des heiligen Johannes Maria Vianney allen einen bedeutsamen Anhaltspunkt

ihn da in den Tabernakel gesetzt? Der Priester. Wer hat Eure Seele beim ersten Eintritt in das Leben aufgenommen? Der Priester. Wer nährt sie, um ihr die Kraft zu geben, ihre Pilgerschaft zu vollenden? Der Priester. Wer wird sie darauf vorbereiten, vor Gott zu erscheinen, indem er sie zum letzten Mal im Blut Jesu Christi wäscht? Der Priester, immer der Priester. Und wenn diese Seele [durch die Sünde] stirbt, wer wird sie auferwecken, wer wird ihr

Priester besitzt den Schlüssel zu den himmlischen Schätzen: Er ist es, der die Tür öffnet; er ist der Haushälter des lieben Gottes; der Verwalter seiner Güter ... Laßt eine Pfarrei zwanzig Jahre lang ohne Priester, und man wird dort die Tiere anbeten ... Der Priester ist nicht Priester für sich selbst, er ist es für euch.“

Als er nach Ars, einem kleinen Dorf mit 230 Einwohnern, kam, war er vom Bischof bereits vorge-



Links: Der hl. Johannes Maria Vianney, bekannt als „Pfarrer von Ars“ (hier die Statue in Ars).

** 8.5.1786 in Dardilly, + 4.8.1859 in Ars, am 31.5.1925 von Papst Pius XI. heiliggesprochen und 1929 zum Patron aller Pfarrer ernannt. – Über sein Wirken in Ars schreibt Wilhelm Schamoni: „Dies Dorf war heruntergekommen durch Sonntagsschändung, Trunksucht, Unzucht und religiöse Gleichgültigkeit. Der Kampf gegen das Laster war hart. Aber nach ein paar Jahren war das Dorf umgewandelt. Weniger durch seine Arbeit und Predigt; denn die Leute kamen ja anfangs nicht zur Kirche. Wenn sie wieder in die Kirche gingen, so war das die Frucht seiner unermüdlichen Gebete und seines Sühnegeistes (...) Das Leben dieses Pfarrers ist so erfüllt von übernatürlichen Ereignissen, von Wundern und Prophezeiungen, hinter denen Gott steht, und von Ereignissen, die der Welt Satans angehören, dass der Heilige als eines der auffälligsten Zeichen betrachtet werden kann, die Gott in einer entchristlichten Gesellschaft aufgestellt hat.“ (Das wahre Gesicht der Heiligen, München 1967, S. 292).*

bieten: Der Pfarrer von Ars war äußerst demütig, doch er wußte, daß er als Priester ein unermeßliches Geschenk für seine Leute war: „Ein guter Hirte, ein Hirte nach dem Herzen Gottes, ist der größte Schatz, den der liebe Gott einer Pfarrei gewähren kann, und eines der wertvollsten Geschenke der göttlichen Barmherzigkeit.“ Er sprach vom Priestertum, als könne er die Größe der dem Geschöpf Mensch anvertrauten Gabe und Aufgabe einfach nicht fassen: „Oh, wie groß ist der Priester! ... Wenn er sich selbst verstünde, würde er sterben ... Gott gehorcht ihm: Er spricht zwei Sätze aus, und auf sein Wort hin steigt der Herr vom Himmel herab und schließt sich in eine kleine Hostie ein...“ Und als er seinen Gläubigen die Bedeutsamkeit der Sakramente erklärte, sagte er: „Ohne das Sakrament der Weihe hätten wir den Herrn nicht. Wer hat

die Ruhe und den Frieden geben? Wieder der Priester ... Nach Gott ist der Priester alles! ... Erst im Himmel wird er sich selbst recht verstehen.“ Diese Aussagen, die aus dem priesterlichen Herzen eines heiligen Priesters hervorgegangen sind, mögen übertrieben erscheinen. Doch in ihnen offenbart sich die außerordentliche Achtung, die er dem Sakrament des Priestertums entgegenbrachte. Er schien überwältigt von einem grenzenlosen Verantwortungsbewußtsein: „Wenn wir recht begreifen würden, was ein Priester auf Erden ist, würden wir sterben: nicht vor Schreck, sondern aus Liebe ... Ohne den Priester würden der Tod und das Leiden unseres Herrn zu nichts nützen. Der Priester ist es, der das Werk der Erlösung auf Erden fortführt ... Was nützte uns ein Haus voller Gold, wenn es niemanden gäbe, der uns die Tür dazu öffnet? Der

warnt worden, daß er eine religiös prekäre Situation vorfinden werde: „Es gibt in dieser Pfarrei nicht viel Liebe zu Gott; Sie werden sie dort einführen.“ Folglich war er sich völlig bewußt, daß er dorthin gehen mußte, um die Gegenwart Christi zu verkörpern, indem er dessen heilbringende Sanftmut bezeugte. „[Mein Gott,] gewährt mir die Bekehrung meiner Pfarrei; ich will dafür alles erleiden, was Ihr wollt, mein ganzes Leben lang!“ – mit diesem Gebet begann er seine Mission.⁷ Der Bekehrung seiner Pfarrei widmete sich der heilige Pfarrer mit all seinen Kräften und stellte die christliche Bildung des ihm anvertrauten Volkes in all seinem Denken an erste Stelle. Liebe Mitbrüder im priesterlichen Dienst, erbitten wir vom Herrn Jesus die Gnade, daß auch wir die pastorale Methode des Johannes Maria Vianney erlernen

können! Was wir als erstes lernen müssen, ist die völlige Identifizierung mit der eigenen Aufgabe. In Jesus fallen Person und Sendung im Grunde zusammen: Sein gesamtes Heilshandeln war und ist Ausdruck seines „Sohn-Ich“, das von Ewigkeit her vor dem Vater steht in einer Haltung liebevoller Unterwerfung unter dessen Willen. In bescheidener und doch wahrer Analogie muß auch der Priester diese Identifizierung anstreben. Natürlich geht es nicht darum

Die fromme Übertreibung des ehrfurchtsvollen Hagiographen darf uns nicht veranlassen zu übersehen, daß der heilige Pfarrer auch aktiv im gesamten Gebiet seiner Pfarrei zu „wohnen“ verstand: Er besuchte systematisch die Kranken und die Familien; er organisierte Volksmissionen und Patronatsfeste; er sammelte und verwaltete Geld für seine karitativen und missionarischen Werke; er verschönerte seine Kirche und stattete sie mit Kirchen-

die Priester ermutigt, „die Würde der Laien und die bestimmte Funktion, die den Laien für die Sendung der Kirche zukommt, wahrhaft [zu] erkennen und [zu] fördern ... Sie sollen gern auf die Laien hören, ihre Wünsche brüderlich erwägen und ihre Erfahrung und Zuständigkeit in den verschiedenen Bereichen des menschlichen Wirkens anerkennen, damit sie gemeinsam mit ihnen die Zeichen der Zeit erkennen können.“

Rechts: Der Pfarrer von Ars mit einer Pilgergruppe vor seiner Pfarrkirche – Zeitgenössische Lithographie, um 1856.

Der Ruf des Pfarrers von Ars als begnadeter Beichtvater verbreitete sich rasch in ganz Frankreich und darüber hinaus. Der Zustrom der Pilger nahm von Jahr zu Jahr zu; in seinem letzten Lebensjahr 1858/59 waren es an die 120 000, die ihn aufsuchten. Im Sommer verbrachte der Heilige täglich 15-16 Stunden im Beichtstuhl, in den kalten Wintermonaten 12-13 Stunden. So verzehrte er sich im Dienst an den Seelen, bis der Herr ihn am 4. August 1859 – vor 150 Jahren also – zu sich holte.



zu vergessen, daß die substantielle Wirksamkeit des Dienstes von der Heiligkeit des Priesters unabhängig bleibt; doch man darf auch die außerordentliche Fruchtbarkeit nicht außer Acht lassen, die aus dem Zusammentreffen der objektiven Heiligkeit des Dienstes und der subjektiven des Priesters hervorgeht. Der Pfarrer von Ars begann sofort mit dieser demütigen und geduldigen Arbeit, sein Leben als Priester mit der Heiligkeit des ihm anvertrauten Dienstes in Einklang zu bringen und sagte, daß er sogar materiell in seiner Pfarrkirche „wohne“: „Kaum war er angekommen, wählte er die Kirche zu seinem Wohnsitz ... Vor dem Morgenrot betrat er die Kirche und kam erst nach dem abendlichen Angelus wieder heraus. Dort mußte man ihn suchen, wenn man ihn brauchte“, heißt es in seiner ersten Biographie.

gerät aus; er kümmerte sich um die Waisenkinder der „Providence“ (einer von ihm gegründeten Einrichtung) und ihre Erzieherinnen; er kümmerte sich um die Schulausbildung der Kinder; er gründete Bruderschaften und forderte die Laien zur Zusammenarbeit mit ihm auf.

Sein Beispiel veranlaßt mich, das Feld der Zusammenarbeit zu betonen, das immer mehr auf die gläubigen Laien auszudehnen ist, mit denen die Priester das eine priesterliche Volk bilden und in deren Mitte sie leben, um kraft des Weihenpriestertums „alle zur Einheit in der Liebe zu führen, indem sie in Bruderliebe einander herzlich zugehört sind, in Ehrerbietung einander übertreffen“ (Röm 12, 10)“. In diesem Zusammenhang ist an die lebhafteste Aufforderung zu erinnern, mit der das Zweite Vatikanische Konzil

Seine Pfarreimitglieder belehrte der heilige Pfarrer vor allem mit dem Zeugnis seines Lebens. Durch sein Vorbild lernten die Gläubigen zu beten und für einen Besuch beim eucharistischen Jesus gern vor dem Tabernakel zu verharren. „Es ist nicht nötig, viel zu sprechen, um gut zu beten“, erklärte ihnen der Pfarrer. „Man weiß, daß Jesus dort ist, im heiligen Tabernakel: Öffnen wir ihm unser Herz, freuen wir uns über seine heilige Gegenwart. Das ist das beste Gebet.“ Und er ermunterte sie: „Kommt zur Kommunion, meine Brüder, kommt zu Jesus. Kommt, um von ihm zu leben, damit ihr mit ihm leben könnt...“ „Es stimmt, daß ihr dessen nicht würdig seid, aber ihr habt es nötig!“ Diese Erziehung der Gläubigen zur eucharistischen Gegenwart und zum Kommunionempfang wurde besonders wirk-

kräftig, wenn die Gläubigen ihn das heilige Meßopfer zelebrieren sahen. Wer ihm beiwohnte, sagte, daß „es nicht möglich war, eine Gestalt zu finden, welche die Anbetung besser ausgedrückt hätte ... Er betrachtete die Hostie liebevoll“. „Alle guten Werke zusammen wiegen das Meßopfer nicht auf, denn sie sind Werke von Menschen, während die heilige Messe Werk Gottes ist“, sagte er. Er war überzeugt, daß von der Messe der ganze Eifer eines Priesterlebens abhängt: „Die Ursache der Erschlafung des Priesters liegt darin, dass er bei der Messe nicht aufmerksam ist! Mein Gott, wie ist ein Priester zu beklagen, der so zelebriert, als ob er etwas Gewöhnliches täte!“ Und er hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, bei der Zelebration immer auch das eigene Leben aufzuopfern: „Wie gut tut ein Priester, wenn er Gott allmorgendlich sich selbst als Opfer darbringt!“

Dieses persönliche Sicheinfühlen in das Kreuzesopfer führte ihn – in einer einzigen inneren Bewegung – vom Altar zum Beichtstuhl. Die Priester dürften niemals resignieren, wenn sie ihre Beichtstühle verlassen sehen, noch sich darauf beschränken, die Abneigung der Gläubigen gegenüber diesem Sakrament festzustellen. Zur Zeit des heiligen Pfarrers war in Frankreich die Beichte weder einfacher, noch häufiger als in unseren Tagen, da der eisige Sturm der Revolution die religiöse Praxis auf lange Zeit erstickt hatte. Doch er versuchte auf alle Arten, durch Predigt und überzeugenden Ratschlag, die Mitglieder seiner Pfarrei die Bedeutung und die Schönheit der sakramentalen Buße neu entdecken zu lassen, indem er sie als eine mit der eucharistischen Gegenwart innerlich verbundene Notwendigkeit darstellte. Auf diese Weise verstand er, einen Kreislauf der Tugend in Gang zu setzen. Durch seine langen Aufenthalten

in der Kirche vor dem Tabernakel erreichte er, daß die Gläubigen begannen, es ihm nachzutun; sie begaben sich dorthin, um Jesus zu besuchen, und waren zugleich sicher, den Pfarrer anzutreffen, der bereit war zum Hören und zum Vergeben. Später war es dann die wachsende Menge der Bußfertigen aus ganz Frankreich, die ihn bis zu 16 Stunden täglich im Beichtstuhl hielt. Man sagte damals, Ars sei „das große Krankenhaus der Seelen“ geworden. „Die Gnade, die er empfing [für die Bekehrung der Sünder], war so stark, daß sie ihnen nachging, ohne ihnen einen Moment der Ruhe zu lassen“, sagt der erste Biograph. Der heilige Pfarrer sah das nicht anders, wenn er sagte: „Nicht der Sünder ist es, der zu Gott zurückkehrt, um ihn um Vergebung zu bitten, sondern Gott selbst läuft dem Sünder nach und läßt ihn zu sich zurückkehren.“ „Dieser gute Heiland ist so von Liebe erfüllt, dass er uns überall sucht.“ □

Kongress „Freude am Glauben“ 2009

vom 11. bis 13. September in Aschaffenburg

„Mit einer starken Kirche die Gesellschaft verändern“

Eröffnung des Kongresses durch den **Würzburger Bischof Friedhelm Hofmann**. **Nuntius Erzbischof Jean-Claude Périsset** referiert über das Thema „Die Stärke der Kirche ist die Einheit mit dem Papst“. Am Programm wirken auch die **Bischöfe Gerhard Ludwig Müller**, Regensburg, **Gregor Hanke**, Eichstätt, und **Karl-Heinz Wiesemann**, Speyer, mit.

Zimmerbestellung:

- Stadthalle am Schloss Aschaffenburg, Kongress- und Touristikbetriebe der Stadt Aschaffenburg, Tel.: 06021/395-800 oder 801, Fax: 06021/395-802,
- oder E-Mail: tourist@info-aschaffenburg.de; Bitte bis 15.8.2009 buchen. private Zimmer werden vermittelt über: Tel.: 06021-23628 oder email: ursula.zoeller@t-online.de

Das Forum Deutscher Katholiken e.V. kann durch Spenden gefördert werden. Wir bitten Sie herzlich um Unterstützung.

Forum Deutscher Katholiken · Eichendorffstr. 17 · 86916 Kaufering ·
Spendenkonto 5836000 · BLZ 72020070 Hypo-Vereinsbank Landsberg

Kirche ist weit mehr als Strukturen

Notwendige Schritte zur geistlichen Erneuerung



In den letzten Jahren haben wir uns im Bistum Fulda wie in allen deutschen Bistümern viel mit Strukturen beschäftigt. Das war wichtig. Wir spüren aber deutlich: Davon lebt unsere Kirche nicht, das macht sie nicht aus. Kirche ist weit mehr als Strukturen. In vielen Gläubigen unseres Bistums ist gerade auch deshalb in den zurückliegenden Jahren eine neue Sehnsucht nach Lebendigkeit im Glauben und spiritueller Vertiefung aufgebrochen. Viele haben sich etwa auf den Weg der Glaubenserneuerung gemacht. Sie sind reich beschenkt worden und konnten persönlich im Glauben wachsen.

Wir sehen es am Beispiel des Apostels Paulus: Wachstum der Kirche beginnt damit, dass ein Einzelner von Jesus Christus tief berührt wird. Der Apostel selbst lebt aus einer ausgesprochen persönlichen Beziehung zu Christus, die ihn trägt und bewegt. Aus dieser Beziehung heraus kann Paulus bekennen: Jesus Christus ist es, der mich liebt „und sich für mich hingegeben hat“ (Gal 2, 20). Die Nähe zu Jesus Christus ist eine tiefe Quelle neuen Wachstums.

Seelsorge geschieht für mich dort, wo diese drei Erfahrungen gemacht werden:

1. Wo Jesus Christus in den Blick gerückt wird und geholfen wird, ihn im Blick zu behalten,
2. wo Getaufte und Gefirmte Weggemeinschaften bilden und
3. wo Menschen Türen zu Gott hin geöffnet werden.

Um dieser drei Aufgaben willen gibt es Kirche. Ich möchte das ein wenig entfalten.

Jesus Christus in den Blick zu rücken, ist sicherlich der Hauptinhalt des Dienstes der Priester. Aber es ist auch unsere gemeinsame Aufgabe als christliche Eheleute, als Mütter und Väter, in unseren Pfarreien und Gemeinschaften, Gruppen und Verbänden, als Christen mitten in der Welt.

Erlauben Sie mir zwei Bitten: Zum einen bitte ich Sie, an die Priester, Diakone wie Gemeindereferentinnen/ Gemeindereferenten mit der Erwartung heranzutreten: Zeigt uns Jesus Christus! Seid nicht nur Organisatoren eines vielgestaltigen Gemeindelebens, sondern seid noch mehr „Geistliche“, die uns helfen, Jesus Christus im Blick zu behalten! Für das Management so mancher Dinge im Gemeindealltag, die durchaus auch notwendig sind, braucht man keine Weihe und keine feierliche Sendung. Hierin sollten wir unsere Priester und Hauptamtlichen wirklich entlasten.

Und meine zweite Bitte geht in diese Richtung: Wir selbst sollen und dürfen füreinander Seelsorger werden, dann nämlich, wenn der Herr in unseren Worten und noch mehr in unserem Leben erkennbar wird. Die Art, wie wir leben, miteinander umgehen, uns in das öffentliche Gespräch einmischen, wichtige Entscheidungen treffen, Prioritäten setzen – das alles wird zur Seelsorge im weitesten Sinne, durch die die Botschaft Jesu in den Blick tritt, seine Ausrichtung auf den Vater im Himmel, seine Erwartung der kommenden Welt.

Ich möchte noch konkreter werden: Es kann sein, dass demnächst an Ihrem Ort kein Priester oder keine Gemeindereferenten mehr zur Verfügung stehen. Heißt das, dass dann

keiner mehr die Kinder beten lehrt? Sind nicht die Eltern auch weiterhin die ersten und wichtigsten Lehrer in der Kunst des Betens? Und wenn es die Eltern nicht mehr können oder nicht wollen: Findet sich dann keiner in der Gemeinde, der sich dieser Kinder annimmt?

Und ganz praktisch: Der Pfarrer hat demnächst keine Zeit, sich in jeder der ihm anvertrauten Gemeinden ganz persönlich um die Gruppen, Familienkreise oder Verbände zu kümmern. Halten dann diese Gruppen trotzdem zusammen? Behalten sie auch dann noch eine geistliche Qualität?

Damit bloß keine Missverständnisse entstehen: Die sakramentale Struktur unserer Kirche und der sich daraus ergebende priesterliche Dienst bleiben auch in Zukunft grundsätzlich wesentlich und unaufgebbbar. Wir brauchen Priester, damit sie im Auftrag und in der Autorität Christi mit uns die hl. Eucharistie feiern und uns von unseren Sünden lossprechen. Das Gebet um Priester- und Ordensberufe bleibt höchst notwendig. Darum bitte ich Sie sehr herzlich.

Aber der Dienst unserer Priester und aller anderen Frauen und Männer in der Seelsorge wird in dem Maße fruchtbar, wie wir entdecken, dass wir alle „Geistliche“ sind und füreinander werden sollen. Die Worte aus dem 1. Petrusbrief gelten uns allen, Priestern wie Laien: „Ihr seid ein auserwähltes Geschlecht, eine königliche Priesterschaft, ein Volk, das sein besonderes Eigentum wurde, damit ihr die großen Taten dessen verkündet, der euch aus der Finsternis in sein wunderbares Licht gerufen hat.“ (2, 9). □

„Die Kirche muss radikal bleiben!“

Auch in Polen wird das Priesterjahr gefeiert

(Warschau) Wenn es ein Land auf der Erde gibt, welches das von Papst Benedikt XVI. ausgerufene Priesterjahr am wenigsten braucht, so ist es Polen, die Heimat Papst Johannes Pauls II. Dies könnte man denken – mit all den Klischees, die der normale Europäer über das als streng katholisch geltende Polen im Kopf hat. Auf den ersten Blick, wenn es einen für ein, zwei Tage gegen Osten verschlägt. Denn: Die Messen in den Kirchen des Landes sind nicht nur an den Fest- und Sonntagen, sondern auch an normalen Wochentagen hervorragend besucht, so sehr, dass die Sitzplätze und Beichtgelegenheiten zumeist nicht ausreichen. Oft bilden sich lange Warteschlangen junger Leute vor den Beichtstühlen. Über Lautsprecher werden die Messen auch außerhalb der Kirchengebäude von Interessierten verfolgt. Die meisten Gemeinden verfügen über ein Team von fünf bis sieben Geistlichen, deren Aufgaben gut verteilt sind und die dennoch in Einheit ihren Dienst verrichten. Zusammen am Altar, bei all den kirchlichen Festen und Gemeindeveranstaltungen.

Gemeindefusionierungen, bewusste Profanisierungen von Kirchen aufgrund von deutlich weniger Gemeindegliedern, neue Pastoralstrukturen- und Prozesse aufgrund mangelnder Berufungen – in Polen scheinen diese aktuellen Grundbegriffe der bundesrepublikanischen Kirchenalltagsspiritualität Fremdwörter zu sein. Noch.

Denn: Natürlich ist auch in Polen, zwanzig Jahre nach dem Untergang des Kommunismus und fast fünf Jahre nach dem Tod von Johannes Paul II., nicht alles Gold, was zunächst so glänzend und vollkommen wirkt. Die Zahl der Seminaristen beispielsweise

sank in den vergangenen Jahren sukzessive, so dass Experten, wie der Vizerektor des Priesterseminars der Diözese Warschau-Praga, Pfarrer Dr. Marek Solarczyk (42), in der Kirche mittlerweile von einer „Anti-Berufungs-Kultur“ sprechen. „Diese drückt sich nicht nur darin aus, dass die familiäre Unterstützung für den geistlichen Weg fehlt, sondern auch darin, dass viele junge Menschen einfach zu unreif sind, um sich für eine Priester- oder Ordensberufung zu entscheiden“, ist Solarczyk überzeugt. Aus seiner Sicht ist es deshalb umso wichtiger, dass bereits die spirituelle Formung der Kinder und Jugendlichen in den Gemeinden mit Ernst und Hingabe betrieben wird. „Wir brauchen mehr frohe Zeugen der Glaubenstreue in den Gemeinden. Priester, Ordenschwestern, aber auch Eltern.“ Solarczyk, der eigentlich KFZ-Mechaniker werden wollte, verdankt seinen Weg, wie er selbst sagt, zwei Gemeindepriestern, die eine „un glaubliche geistige Ausstrahlung“ hatten. „In ihre Fußstapfen wollte ich treten.“ Offenbar mit Erfolg, denn mit 67 Seminaristen ist die eher kleine Diözese heute verhältnismäßig gut aufgestellt, wenn man einmal von der südlichen Diözese Tarnow absieht, die mit insgesamt 233 Seminaristen und 50 Beginnern bei einer aktuellen Erhebung die besten Zahlen vorweisen kann.

Traumzahlen. Aus deutscher Sicht. Mit Blick auf die Mentalität in den Familien, aber auch hinsichtlich der kritischen Darstellungsweise, die mittlerweile in den weltlichen Medien Polens gegenüber der Kirche herrscht.

Berichte in diversen Zeitungen – nicht selten gehören sie deutschen Verlagen – über geistliche Skandalge-

schichten sind mittlerweile in Polen Legion: Ob Affären im Rotlicht- oder Homosexuellenmilieu, ob Korruptions- oder Phädophilie-Vorwürfe. Alles das wird gerne ausgeschlachtet und dient nicht gerade dem traditionell sehr guten Ruf der Geistlichen im Land. Zumal kaum eine Woche vergeht, in der nicht auch irgendein bekannter Priester oder Bischof mit Spitzelvorwürfen attackiert wird. Mal ist es Lech Walesas ehemaliger Beichtvater Henryk Jankowski, der im Verdacht steht, im kommunistischen Polen für den Geheimdienst SB gearbeitet zu haben, dann trifft es den Apostolischen Nuntius in Warschau, Erzbischof Jozef Kowalczyk. Eine lange Liste von öffentlich Verdächtigten und Verdammten, die auch den Vorsitzenden der Bischofskonferenz, Jozef Michalik (Przemysl) sowie die Erzbischöfe Jozef Zycinski (Lublin) und Henryk Muszynski (Gniezno) umfasst. Alle machten jedoch öffentlich, dass sie vom Geheimdienst gegen ihren Willen registriert wurden.

Doch: Etwas bleibt immer hängen – nicht nur bei den tatsächlich Betroffenen, ganz unabhängig davon, wie schuldig oder unschuldig sie sein mögen, auch bei den anderen Priestern. Weshalb es zum Beispiel der polnische Geistliche Mateusz Maciejewski* (36), der in einer öffentlichen Einrichtung arbeitet, vorzieht, seinen römischen Kragen so gut es geht von seiner Arbeitsstätte zu verbannen. „Ich bin es einfach leid von Leuten, die ein Problem mit der Kirche oder Priestern haben, angemekert zu werden“, verteidigt Maciejewski seinen persönlichen Entschluss. Dass er damit gegen den Wunsch des von ihm sehr geschätzten Papstes verstößt, der möchte, dass Priester – im Priesterjahr und natürlich darüber hinaus



– als solche auch zu erkennen sind, ist Maciejewski bewusst. Er weiß, dass sein Verhalten „irgendwie nicht in Ordnung ist“, aber er fühlt sich bei seiner Tätigkeit einfach „freier“ ohne Priesterkragen. „Die Menschen, mit denen ich zusammenarbeite, wissen, dass ich Priester bin. Das ist am wichtigsten.“

Dass darunter auch der Leiter der Einrichtung ist, betont Maciejewski, und fügt außerdem hinzu: „Er ist Rotarier und findet es gut, wenn Gäste aus einer anderen Glaubenskultur sich bei uns eingeladen fühlen.“ Ist ein Priester in Polen also mittlerweile ein Zeichen für fehlende Weltoffenheit und Dialogbereitschaft? Man spürt, dass Maciejewski nicht gerne über dieses Thema spricht. Er äußert stattdessen ein gewisses Unbehagen über das Amtsverständnis mancher, insbesondere junger Bischöfe. „Viele werden durch die Bischofweihe nicht zu Hirten, sondern von Priestern zu Prinzen, die über Nacht eine majestätische Arroganz annehmen.“ Maciejewski wünscht nicht mehr Demokratie in der Kirche, aber weniger Eitelkeit, weniger derartige Arroganz. „Wir haben im Klerus zurzeit so etwas wie eine Drei-Klassen-Gesellschaft“, sagt er vorsichtig. „Die einfachen Priester sind die Sklaven. Die Gemeindeleiter die Sklavenaufseher und die Bischöfe sind diejenigen, denen die Sklaven gehören.“

In diesem Sinne ein „ehemaliger Sklavenaufseher“ ist der Geistliche Dariusz Nowak*. Er ist Anfang siebzig und ganz zufrieden mit seinem Leben. Den Krieg, den Kommunismus, die Wende, die Einführung des Kapitalismus – er hat das alles miterlebt, und jetzt genießt er die freie Zeit zum Lesen und Beten und – wenn

man ihn lässt – zum Messe Lesen. So oft ist das letztere allerdings nicht der Fall, denn seitdem ein junger, dynamischer Priester die Pfarrei leitet, wird Pfarrer Nowak immer mehr an den Rand geschoben. „Besonders verletzend ist es, dass der neue Leiter nicht mit mir spricht. Wir sitzen morgens zusammen am Tisch und frühstücken, und ich bin Luft für ihn. Die erste Zeit habe ich versucht, ein Gespräch zu beginnen, doch mittlerweile sage ich nichts mehr. Da kann ich lieber mit der Tapete reden.“

Eine Erfahrung, die auch andere, ältere Priester machen. „Es scheint bei den jungen Pfarrern die Tendenz zu geben, dass sie sich nur auf Kosten der Älteren profilieren können“, vermutet der Kanoniker Jan Wolski, der in den 1980er Jahren zusammen mit Jerzy Popiełuszko seinen Dienst an der Pfarrei St. Kostka in Zoliborz leistete, bevor er als Betreuer der polnischen Gemeinde nach New York ging. „Wir haben viel erlebt, viel Erfahrung. Das kann nicht alles schlecht sein für die heutige Zeit. Die jungen Priester könnten davon profitieren.“ Die Initiative des Papstes findet Wolski, der sich nicht erinnern kann, jemals ohne Priesterkragen aus der Pfarrei gegangen zu sein, übrigens wunderbar. „Benedikt XVI. macht alles richtig. Alles!“ Auch ein Popiełuszko-Film, der mit großem Marketing-Aufwand dieses Jahr in die Kinos kam, hat ihm gefallen und in ihm die Hoffnung bestärkt, dass Filme und die Medien junge Leute zum Priestersein inspirieren können. Auch wenn Wolski den bekannten Regimegegner, der vor 25 Jahren ermordet wurde, persönlich eher als „Nationalhelden“ denn als „Heiligen“ verehrt. „Für einen Heiligen hat Jerzy sich ein bisschen zu oft vor den

gemeinsamen Gemeindeaufgaben gedrückt.“ Als Wolski den brutalen Tod im Kino sah, hat er aber sofort für Popiełuszko gebetet.

Dabei hat Wolski, wie er selbst sagt, auch selbst des Öfteren Schläge einstecken müssen. Nach 1989 weniger vom Staat, als aus der eigenen Gemeinde. „Ich habe gerne über die Jungfrau Maria und die Existenz der Hölle gepredigt, das Gericht Gottes, weil das neben Christus die Eckpfeiler unseres Glaubens sind. Das war manchen zu viel. Sie haben mir die Mafia auf den Hals gehetzt und mir mit allem möglichen gedroht.“ Doch Wolski, der Opernmusik und italienischen Rotwein liebt, ist standhaft geblieben. Das Zeugnisgeben gehört für ihn neben der Eucharistie zum „Kerngeschäft“ des Priesterseins. Davon lebe er – im wahrsten Sinne des Wortes, denn im Unterschied zu ihren deutschen Kollegen leben die polnische Geistlichen in der Tat nicht von festen über die Steuer gesicherten Einkommen und Renten, sondern vom eigenen Verdienst in der Gemeinde. Wolski hat, wie er betont, „immer das Evangelium gepredigt, ohne Moden und Erfindungen“ und das notwendige Geld für ihn und die Gemeinde sei dann immer von ganz alleine gekommen. Ein solches „Finanzsystem der Vorsehung“ könnte vielleicht auch der Kirche in Deutschland helfen, glaubt Wolski, der nicht versteht, weshalb deutsche Katholiken sich in diesem Jahr vom Papst respektlos abgewandt haben. In Polen wäre ein solches Verhalten „auch beim größten Atheisten“ undenkbar.

Zumal die Kirche gerade durch ihre Andersartigkeit immer noch einen großen Faszinationswert in der Ge-

Die katholische Kirche spielt zwar im Leben vieler Polen und auch in der Politik des Landes heute nicht mehr jene zentrale Rolle wie vor 1989 während der Auseinandersetzung mit dem kommunistischen Totalitarismus. Dennoch liegen die kirchlichen Zahlen noch immer weit über jenen in anderen EU Ländern. Rund 37 Millionen Polen gehören der römisch-katholischen Kirche an; dazu kommen 120.000 griechisch-katholische Gläubige. Die katholische Kirche ist in 41 Territorialdiözesen und ein Militärordinariat gegliedert; es gibt mehr als 9.900 Pfarren. Die Zahl der aktiven Bischöfe liegt bei derzeit 125, mehr als 20 weitere sind im Ruhestand. 23.000 Diözesanpriester und 5.200 Ordenspriester aus 60 Männerorden stehen im Dienst der Kirche. 6.700 Studenten bereiten sich derzeit auf das Priesteramt vor. Weiter verfügt die polnische Kirche über 23.600 Ordensschwwestern aus mehr als 120 Ordensgemeinschaften. (kipa)



*Statistisch noch (fast) alles in Ordnung:
Besucherandrang bei einer wöchentlichen Messe in Warschau*



*Distanz zum hohlen Lebensstil:
Vizektor Dr. Marek Solarczyk (links) und Neupriester Dariusz Wachowiak*

sellschaft besitzt. Auch für die jungen und neuen Priester. Dies betont der 30-jährige Dariusz Wachowiak, der in diesem Jahr als Absolvent des Seminars in Warschau-Praga die Priesterweihe zu Pfingsten empfangen hat. Das Bildungsprogramm des Seminars sei sehr anspruchsvoll gewesen. Das habe viel Schweiß gekostet. Doch belohnt, so Dariusz Wachowiak, werde man auf dem Seminar mit einem tieferen Verständnis der eigenen Person und anderer Mitmenschen. Was für den Gemeindedienst sehr wichtig sei. Als weitere Ausbildungssäule schildert er die tägliche Anbetungszeit, die im Seminar nach einem Besuch Mutter Theresas eingeführt worden sei.

Wachowiak will sich das zu Herzen nehmen, was der Vorsitzende der Bischofskonferenz, Jozef Michalik, aus Anlass des Priesterjahres den polnischen Priestern ans Herz gelegt hat: Dieses Jahr als Chance zu sehen, die eigene Identität, das eigene Zeugnis und die eigene Mission zu vertiefen. Michalik, der bei vielen Laien und Priestern aufgrund seiner Natürlichkeit, Klarheit und Bescheidenheit beliebt ist, hat dabei auch betont, dass „das eigene Ich des Priesters nicht wichtig ist, sondern dass dieses Ich in das Ich Christi verwandelt werden muss“. Eine zu starke Konzentration aufs eigene Ich könne schnell zur Anpassung an den Zeitgeist führen.

Die Distanz zum herkömmlichen, auf die Dauer hohlen Lebensstil ist es denn auch, die Vizerektor Marek Solarczyk als Chance der Kirche und zukünftiger Seminaristen sieht. Besonders auch im Priesterjahr. „Wir erleben es immer mehr, dass man über geistliche Berufungen lacht, doch ich weiß aus vielen Akten, dass es zahlreiche Agenten gab, die im Kommunismus auf Geistliche angesetzt waren, und je mehr Kontakt sie mit ihnen hatten, sie immer offener wurden für das, was diese Geistlichen lebten und glaubten.“ Worauf es deshalb ankomme, ist Solarczyk überzeugt, sei lediglich, dass diejenigen, die in der Kirche seien, treu und im guten Sinne „radikal“ blieben. Dann würden die Vertreter einer anderen Kultur eines Tages offen für die Kirche werden. Vielleicht auch für eine geistliche Berufung. Denn: „Selbst wenn man älter ist, kann man diesen Weg wählen.“ □

** Namen von der Redaktion geändert.*

„Die Kreuzestreue des Priesters“

Uneingeschränktes Bekenntnis zum Priestersein

Schon der Titel „Die Kreuzestreue des Priesters“ ist ein fundamentales Signal, dass Priestersein inmitten des heutigen gesellschaftlichen Strudels von Diesseitsverwirklichung mittels Karriere, Erfolg, Wellness, Machtgewinn, Elitedenken und sexueller Beliebigkeit als jener Fels in der Brandung zu gelten hat, der die Basis für „gelebte, immer wieder erneuerte und vertiefte Freundschaft mit dem wundenübersäten Sieger am Kreuzestamm“ (S. 20) ist, die den „Priester ein Leben lang trägt“ (S. 20). Von daher, so Erzbischof Braun, ist es „unverzichtbar, dass wir in unserem Leben als Priester nach dem Geheimnis des Kreuzes fragen“. Da gibt es nur eines: „Wenn wir nicht mehr ein noch aus wissen: durchhalten, bei Christus bleiben und weitermachen“ (S. 40).

Diese Zitate stehen exemplarisch für eine Fülle von Bekenntnissen, gewachsen aus Glaube, Hoffnung und Liebe, aber auch aus Entsagung, Leid und Opferbereitschaft, die schon immer aus dem Herzen eines treuen Priesters kamen und sein Leben in Christus verankerten. Von dieser Grundhaltung der Kreuzestreue her schenkt Erzbischof Dr. Karl Braun dem Leser wertvolle Lebenserfahrungen zum Amt des Priesters, die tief im Wahrheitskern menschlicher Existenz gründen und jene tiefe Verbindung mit Christus erahnen lassen, die in seinem eigenen langen Leben als Priester und Bischof gewachsen und aufgeblüht ist. Von daher kann er auch bekennen: „Priester werden zu wollen, habe ich in sonnigen wie auch in trüben Tagen niemals bereut.“ (S. 12)

Von dieser Wurzel her atmet das Buch freudiges und uneingeschränktes Bekenntnis zum Priestersein, wobei auch nicht jene Schwierigkeiten ausgeklammert werden, mit denen sich Priester schon immer, besonders aber in der heutigen gegenwärtigen Situation, die „einer Wüstenwan-

derung“ (S.77) gleicht, konfrontiert sehen. Angesichts heutiger weltweit zunehmender glaubensfeindlicher Strömungen stellt Erzbischof Braun die Bedeutung einer unersetzbaren Verbundenheit mit dem gekreuzigten Herrn heraus. Dadurch erfährt der Priester jenen göttlichen Kraftstrom der Liebe und Selbstentsagung und jene Gnaden des Hl. Geistes, welche dem priesterlichen Wirken übernatürliche Kräfte schenken. Aber auch die große Hilfe der Muttergottes empfiehlt Erzbischof Braun: „Suchen wir mit Hilfe der jungfräulichen Gottesmutter die Spiritualität der Auslieferung an Jesus Christus in seiner Kirche.“ (S.75) Und: „Ich bin in Sorge um Priester, die keine innige Liebe zu Maria in sich tragen“ (S.104).

Dieses Buch ist jedoch nicht nur für Priester wertvoll. Erzbischof Brauns tief christliche Grundgedanken können vielen Menschen in unserer Kirche Halt, Sicherheit und Hilfen zur Wahrheitsfindung sowie eine „gesunde und tiefe Spiritualität“ vermitteln. Diese Gedanken sind Sprengkraft „heiliger Überzeugung“ und im Glauben verankerte Hilfen für alle jene Menschen, die im Glauben lau geworden sind oder sich nach einer Quelle stärkender Kraft für ihr Glaubensleben sehnen. Angesichts des stickigen Nebels heutiger Gottlosigkeit und scheinbarer Selbstverwirklichung ganzer Gesellschaften dieser Erde spürt der Leser an vielen Stellen des Buches den klärenden, reinigenden und erfrischenden Wind katholischen Glaubens.

Der Eindruck täuscht sicherlich nicht, der hier die Grundströmungen eines geistigen und geistlichen Testaments eines verehrenden Bischofs erahnen lässt, der in Höhen und Tiefen seines Lebens als Priester und Bischof tapfer dem Ruf des gekreuzigten Herrn gefolgt ist und damit einer zentralen katholischen Wahrheit Ausdruck und treues Zeugnis gab. Das Kapitel „Der Priester



vor dem Tor zur Herrlichkeit“ verdeutlicht seine Erwartung der Begegnung mit Christus – Tod und Sterben als „radikale Teilnahme am Opfertod des Gekreuzigten“ (S.120).

Dieses Buch ist (vor allem in diesem Jahr) vorrangig dem Priester gewidmet. Doch erfährt auch der katholische Laie reichen Gewinn, einmal im tieferen Verständnis für den Priester seiner Gemeinde, die Spannweite seines priesterlichen Wirkens, vom frohen seelischen Glücklichsein beim Zelebrieren der Hl. Messe, zur Mutlosigkeit angesichts eines die Kräfte aufreibenden Alltags in Seelsorge und Büroarbeit, bis hin zum „burn-out“ mit bisweilen bohrenden Zweifeln an der eigenen Berufung.

Meine Empfehlung: Wenn Sie dieses Buch mit ernsthaftem Interesse gelesen und dabei zahlreiche wertvolle Impulse zum Nachdenken auch über Ihr eigenes Leben erfahren haben, sind Sie mit immer gültigen geistigen Schätzen belohnt worden und dadurch in der Reife Ihrer Persönlichkeit gewachsen. Dem Priester, der sich vor der Lebenssituation sieht, an seiner Berufung zu zweifeln, sich ausgebrannt zu fühlen oder mit Fluchtgedanken zu spielen, rate ich, zu diesem Buch zu greifen und es in Abgeschiedenheit und Ruhe auf sich wirken zu lassen. Dann gehe er vor den Herrn im Tabernakel und lasse Seine heilende Gegenwart in sein gequältes menschliches Herz einströmen.

Veit Neumann im Gespräch mit Erzbischof Karl Braun – Fe-Verlag Kitzlegg 2009, Hauptstrasse 22, 88353 Kitzlegg-Immenried

Caritas in veritate – Liebe in der Wahrheit

*Schlüsseltex-te zum Wesen und zur
Aufgabe der Soziallehre der Kirche*

Im Folgenden dokumentieren wir Auszüge aus der Enzyklika *Caritas in veritate*, die mit dem nebenstehenden Text von Lothar Roos im Zusammenhang stehen.

1. Die Soziallehre der Kirche als „Liebe in der Wahrheit“

Die Liebe ist der Hauptweg der Soziallehre der Kirche. Jede von dieser Lehre beschriebene Verantwortung und Verpflichtung geht aus der Liebe hervor, die nach den Worten Jesu die Zusammenfassung des ganzen Gesetzes ist (vgl. Mt 22, 36-40). Sie verleiht der persönlichen Beziehung zu Gott und zum Nächsten einen wahren Gehalt; sie ist das Prinzip nicht nur der Mikro-Beziehungen – in Freundschaft, Familie und kleinen Gruppen –, sondern auch der Makro-Beziehungen – in gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Zusammenhängen ... Aus der Liebe Gottes geht alles hervor, durch sie nimmt alles Gestalt an, und alles strebt ihr zu. Die Liebe ist das größte Geschenk, das Gott den Menschen gemacht hat, sie ist seine Verheißung und unsere Hoffnung. (2)

Da die Liebe voll Wahrheit ist, kann sie vom Menschen in ihrem Reichtum an Werten begriffen, zustimmend angenommen und vermittelt werden ... Wenn wir im augenblicklichen sozialen und kulturellen Umfeld, in dem die Tendenz zur Relativierung der Wahrheit verbreitet ist, die Liebe in der Wahrheit leben, kommen wir zu der Einsicht, dass die Zustimmung zu den Werten des Christentums ein nicht nur nützliches, sondern unverzichtbares Element für den Aufbau einer guten Gesellschaft und einer echten ganzheitlichen

Entwicklung des Menschen ist. (4)

Die Kirche hat keine technischen Lösungen anzubieten und beansprucht keineswegs, »sich in die staatlichen Belange einzumischen«. Sie hat aber zu allen Zeiten und unter allen Gegebenheiten eine Sendung der Wahrheit zu erfüllen für eine Gesellschaft, die dem Menschen und seiner Würde und Berufung gerecht wird ... Darum sucht die Kirche die Wahrheit, verkündet sie unermüdlich und erkennt sie an, wo immer sie sich offenbart. Diese Sendung der Wahrheit ist für die Kirche unverzichtbar. Ihre Soziallehre ist ein besonderer Aspekt dieser Verkündigung: Sie ist Dienst an der Wahrheit, die befreit. Offen für die Wahrheit, gleichgültig aus welcher Wissensrichtung sie kommt, nimmt die Soziallehre der Kirche sie auf, setzt die Bruchstücke, in der sie sie häufig vorfindet, zu einer Einheit zusammen und vermittelt sie in die immer neue Lebenspraxis der Gesellschaft der Menschen und der Völker hinein. (9)

2. „Wahrheit des Glaubens und der Vernunft“

Auf diese Dynamik der empfangenen und geschenkten Liebe geht die Soziallehre der Kirche ein. Sie ist »caritas in veritate in re sociali«: Verkündigung der Wahrheit der Liebe Christi in der Gesellschaft ... Sie ist zugleich Wahrheit des Glaubens und der Vernunft, in der Unterscheidung ebenso wie im Zusammenwirken der beiden Erkenntnisbereiche. Für die Entwicklung, den gesellschaftlichen Wohlstand und eine angemessene Lösung der schweren sozioökonomischen Probleme, welche die Menschheit plagen, ist diese Wahrheit notwen-



Die Enzyklika *Caritas in veritate* (CiV) fand viel Lob vor allem bei jenen, die mit den globalen Auswirkungen der gegenwärtigen Wirtschaftskrise besonders zu tun haben. Auffällig war dagegen die „reflexhaft feindselige Aufnahme der Papst-Worte“ (so ein Leserbrief) in der Leitglosse der FAZ vom 8. Juli 2009. Daniel Deckers sprach dort von „Soziallehre als katholisches Selbstgespräch – ein Trauerspiel“. Wenig stand dem die Süddeutsche Zeitung unter der Überschrift „Der weltfremde Papst“ nach. Nicht viel Gutes konnte auch von dort kommen, wo man sich selbst als „Jenseits der Katholischen Soziallehre“ stehen sieht.¹ Wohltuend informativ und sachlich waren dagegen die Beiträge von Rudolf Zewell, Ursula Nothelle-Wildfeuer und Christian Watrin im „Rheinischen Merkur“ sowie von Manfred Spieker und Fr. Justinus Pech OCIST, u.a. in der „Tagespost“. Für Klarheit sorgten auch verschiedene Interviews zur Enzyklika mit Erzbischof Reinhard Marx.

Ein Teil der negativen Reaktionen lässt sich unschwer auf mangelnde Einsicht in die Eigenart der theologisch-philosophischen Argumentation des Papstes oder schlichtes Unverständnis für die Eigenart kirchlichen Sprechens in diesem Bereich zurückführen. – Im Folgenden soll nach den Gründen für die unterschiedlichen Reaktionen gesucht werden.

„Verkündigung der Wahrheit der Liebe Christi in der Gesellschaft“

*Die Botschaft der Sozialenzyklika Benedikts XVI.
im Horizont von Evangelium und Naturrecht*

1. „Liebe in der Wahrheit“

Benedikt XVI. beginnt seine am 7. Juli 2009 veröffentlichte Sozialenzyklika mit einem Paukenschlag, der in ihrem Titel „Caritas in veritate“ unüberhörbar anklingt: Der Mensch kann „sein Glück“ nur in der Weise finden, dass er „in den Plan einwilligt, den Gott für ihn hat, um ihn vollkommen zu verwirklichen: In diesem Plan findet er nämlich seine Wahrheit, und indem er dieser Wahrheit zustimmt, wird er frei“ (vgl. Joh. 8,22). Liebe und Wahrheit „sind die Berufung, die Gott ins Herz und in den Geist eines jeden Menschen gelegt hat“. Weil Gott den Menschen so gewollt und geschaffen hat, wendet sich die Enzyklika nicht nur an die Gläubigen, sondern auch an „alle Menschen guten Willens“. Jesus Christus aber „reinholt und befreit die Suche nach der Liebe und der Wahrheit“ (1). Aus Schöpfung und Erlösung fließen also die „beiden Quellen“ der Soziallehre der Kirche zu einem einzigen Strom zusammen. „Aus der Liebe Gottes geht alles hervor, durch sie nimmt alles Gestalt an und alles strebt ihr zu.“ Dies gelte nicht nur für die „Mikro-Beziehungen – in Freundschaft, Familie und kleinen Gruppen“, sondern auch für die „Makro-Beziehungen – in gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Zusammenhängen.“ (2). – Mit dieser theonomen Grundlegung der Kultur setzt sich die Enzyklika bewusst in Gegensatz zur au-

tonomen neuzeitlich-aufklärerischen Fortschrittstheorie. Diese entstand aus der geistesgeschichtlichen Übertragung des naturwissenschaftlichen Fortschrittsdenkens auf die Sozialwissenschaften mit der Grundthese: Sofern der Mensch nur den richtigen Gebrauch von seiner Vernunft mache, falle ihm die rationale Konstruktion der erfolgreichen Gesellschaft quasi naturgesetzlich in den Schoß. Sie lasse sich also soziotechnisch konstruieren, ohne dass deshalb persönliche moralische oder gar religiöse Entscheidungen notwendig seien. Die Fortschrittserfahrungen im Bereich der Technik werden auf den Bereich der Ökonomie und der Politik übertragen und so zur geschichtsphilosophischen Fortschrittsidee ausgeweitet. Für die Wirtschaft bedeutet dies: Folgt man dem „Naturgesetz“ der absoluten Freiheit auf allen Märkten, dann gelangt man zu einer optimalen Allokation aller Ressourcen und zu einer Wirtschaftsgesellschaft, in der durch eine eingebaute „List der Vernunft“ die Summe der Egoismen – wie von Zauberhand bewegt – zum Gemeinwohl führt.

Dieser Weg führte allerdings nicht, wie von Adam Smith erwartet, zum „Wohlstand der Nationen“, sondern zur Klassengesellschaft des 19. Jahrhunderts und der dadurch ausgelösten „sozialen Frage“. Dies veranlasste Papst Leo XIII., 1891 die erste Sozialenzyklika *Rerum novarum* zu schreiben. Im Unterschied zum alten Liberalismus erkannten die geistigen

Väter der „Sozialen Marktwirtschaft“ schon zwischen den beiden Weltkriegen, dass es keine Wirtschaft ohne persönliche Moral und keine wirksame Moral ohne persönliche Verantwortung vor Gott geben könne. Einer von ihnen, Wilhelm Röpke, fasste dies in den Satz: „Das Maß der Wirtschaft ist der Mensch und das Maß des Menschen ist Gott.“ Inzwischen wurde aber diese Einsicht von vielen vergessen. Unter dem Eindruck der jüngsten Finanz- und Wirtschaftskrise fängt man jetzt wieder an, darüber nachzudenken, welches Menschenbild und welche Moral hinter einer Wirtschaft stehen muss, die wirklich dem Menschen dienen will. Die „Süddeutsche Zeitung“ hat dies in ihrem bornierten Kommentar zur Enzyklika unter dem Titel „Der weltfremde Papst“ unfreiwillig eingeräumt. Sie kritisiert, CiV sei „zunächst eine Kulturenzyklika und erst dann eine Sozialenzyklika, weil die Interessen des Autors in erster Linie kulturell und erst in zweiter Linie sozial sind“. Wer so argumentiert, hat tatsächlich nichts von der heutigen Welt und den Ursachen der Wirtschaftskrise verstanden. Denn die Wirtschaft, so hat es Oswald von Nell-Breuning einmal formuliert, ist das „honorige Erdgeschoß der Kultur“. Ohne eine kulturethische Grundlegung lässt sich nichts, aber auch gar nichts über eine dem Menschen dienliche Wirtschaft aussagen. Was der SZ „weltfremd“ erscheint, zeigt den einzigen Weg, um die Misere einer krisengeschüttelten Wirtschafts-

dig. Und noch notwendiger dafür ist, dass diese Wahrheit geliebt und bezeugt wird. Ohne Wahrheit, ohne Vertrauen und Liebe gegenüber dem Wahren gibt es kein Gewissen und keine soziale Verantwortung; Das soziale Handeln wird ein Spiel privater Interessen und Logiken der Macht, mit zersetzenden Folgen für die Gesellschaft, um so mehr in einer Gesellschaft auf dem Weg zur Globalisierung und in schwierigen Situationen wie der augenblicklichen. (5)

Es gibt nicht zwei Typologien von Soziallehre, eine vorkonziliare und eine nachkonziliare, die sich voneinander unterscheiden, sondern eine einzige kohärente und zugleich stets neue Lehre. (12)

Die Soziallehre der Kirche, die »eine wichtige interdisziplinäre Dimension« hat, kann aus dieser Perspektive eine Funktion von außerordentlicher Wirksamkeit erfüllen. Sie gestattet dem Glauben, der Theologie, der Metaphysik und den Wissenschaften, ihren Platz innerhalb einer Zusammenarbeit im Dienst des Menschen zu finden. Vor allem hier realisiert die Soziallehre der Kirche ihre auf der Weisheit beruhende Dimension. (31)

3. Das „Naturrecht“ als „universales Sittengesetz“

Viel hängt nämlich vom moralischen Bezugssystem ab. Zu diesem Thema hat die Soziallehre der Kirche einen besonderen Beitrag zu leisten, der sich auf die Erschaffung des Menschen »als Abbild Gottes« (Gen 1,27) gründet, eine Tatsache, von der sich die unverletzliche Würde der menschlichen Person ebenso herleitet wie der transzendente Wert der natürlichen moralischen Normen. Eine Wirtschaftsethik, die von diesen beiden Säulen absähe, würde unvermeidlich Gefahr laufen, ihre moralische Qualität zu verlieren und sich instrumentalisiert zu lassen; genauer gesagt, sie würde riskieren, zu einer Funktion für die bestehenden Wirtschafts- und Finanzsysteme zu

werden, statt zum Korrektiv ihrer Missstände. (45)

In allen Kulturen gibt es besondere und vielfältige ethische Übereinstimmungen, die Ausdruck derselben menschlichen, vom Schöpfer gewollten Natur sind und die von der ethischen Weisheit der Menschheit Naturrecht genannt wird. Ein solches universales Sittengesetz ist die feste Grundlage eines jeden kulturellen, religiösen und politischen Dialogs und erlaubt dem vielfältigen Pluralismus der verschiedenen Kulturen, sich nicht von der gemeinsamen Suche nach dem Wahren und Guten und nach Gott zu lösen. Die Zustimmung zu diesem in die Herzen eingeschriebenen Gesetz ist daher die Voraussetzung für jede konstruktive soziale Zusammenarbeit. (59)

Bei der Erziehung muss man wissen, was die menschliche Person ist, und ihre Natur kennen. Die Behauptung einer relativistischen Sicht dieser Natur stellt die Erziehung, vor allem die moralische Erziehung, vor ernste Probleme, indem sie ihre erweiterte Bedeutung auf universaler Ebene beeinträchtigt. (61)

Gott enthüllt dem Menschen den Menschen; die Vernunft und der Glaube arbeiten zusammen, ihm das Gute zu zeigen, wenn er es nur sehen wollte; das Naturrecht, in dem die schöpferische Vernunft aufscheint, zeigt die Größe des Menschen auf, aber auch sein Elend, wenn er den Ruf der moralischen Wahrheit nicht annimmt. (75)

4. Eine „umfassende Sicht des Menschen und der Menschheit“

Von ihrem Herrn belehrt, erforscht die Kirche die Zeichen der Zeit, deutet sie und bietet der Welt »ihr Ureigenstes: eine umfassende Sicht des Menschen und der Menschheit«. Gerade weil Gott das größte »Ja« zum Menschen sagt, kann der Mensch nicht darauf verzichten, sich der göttlichen Berufung zu öffnen, um die eige-

gesellschaft zu „heilen“, soweit dies in einer sündigen und betriebsblinden Welt überhaupt möglich ist. Dazu verhelfen keine nur soziotechnischen Rezepte, sondern nur eine kulturanthropologische Neubesinnung: Kultur entsteht und kann nur bestehen, wenn die in ihr lebenden Menschen sich über die Grundwerte ihres Zusammenlebens einig sind, die zu ihrer Verwirklichung nötigen sozialen Strukturen bejahen und jenes Tugendethos leben, das sowohl die Werte bewahrt, als auch den Strukturen den nötigen Halt gibt. Dies ist – zunächst formal gesprochen – jene „Wahrheit“, in der sich die von der Enzyklika geforderte „Liebe“ zeigt. Keines der in der Enzyklika umfassend aufgezeigten Probleme der Globalisierung lässt sich rein soziotechnisch lösen. Ohne Werte, ihnen dienende soziale Strukturen und Tugenden hängt der gesamte soziotechnische Apparat in der Luft und ist von jenem „Wertrelativismus“ bedroht, den Benedikt XVI. schon in seiner Predigt beim Konklave und auch in der neuen Enzyklika wieder deutlich kritisiert (vgl. 4).

2. Eine „neu akzentuierte Definition“ der Soziallehre der Kirche

In ihrer Kommentierung der neuen Sozialenzyklika spricht die Freiburger Theologieprofessorin Ursula Nothelle-Wildfeuer von einer von Benedikt XVI. vorgenommenen „neu akzentuierten Definition“ der Soziallehre der Kirche². Worin besteht dieser neue Akzent? Man könnte antworten: in einer geistvollen Verknüpfung von theologischer Anthropologie und Naturrechtsphilosophie. „Die Liebe“, so sagt der Papst, „ist der Hauptweg der Soziallehre der Kirche ... „Aus der Liebe Gottes geht alles hervor“ (2). Sie ist „schöpferische Liebe, aus der wir unser Sein haben; sie ist erlösende Liebe, durch die wir wiedergeboren sind. Sie ist von Christus offenbarte und verwirklichte Liebe (vgl. Joh 13,1), ausgegossen in unsere Herzen durch den Heiligen Geist‘ (Röm 5,5)“. Aus dem so verstandenen trinitarischen Humanismus³ ergibt sich die „neu akzentuierte Definition“ Papst Benedikts: „Auf diese Dynamik der empfangenen und geschenkten Liebe geht die Soziallehre der Kirche ein. Sie ist ‚caritas in veritate in re sociali‘: Verkündigung der Wahrheit der Liebe Christi in der Gesellschaft“ (5).

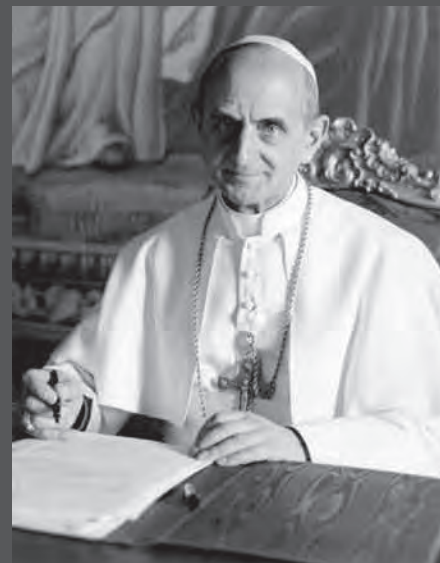
In der erwähnten Leitglosse der FAZ vom 8. Juli 09 schrieb dazu Daniel Deckers: „Selten kam eine Enzyklika hermetischer daher, bar jeden Bestrebens, den Dialog mit der zeitgenössischen politischen Philosophie von liberal bis kommunitaristisch zu suchen und die Brücke zu anderen Weltreligionen zu schlagen. Soziallehre als katholisches Selbstgespräch – ein Trauerspiel.“ In ähnlicher Weise äußerte sich der Sozialethiker Friedhelm Hengsbach: die Enzyklika sei „eigentlich nur verständlich für Leute, die auf dem Boden des Christentums stehen“ (Nordwestradio Journal). Beide Autoren unterliegen offensichtlich einem Missverständnis: Worin sollte die Soziallehre der Kirche sonst gründen, wenn nicht in einer theologischen Anthropologie? So stellt Papst Paul VI. in der von Benedikt besonders gewürdigten Enzyklika *Populorum Progressio* (1967) unmissverständlich heraus: Wahre Entwicklung verlange „die Anerkennung letzter Werte von Seiten des Menschen und die Anerkennung Gottes, ihrer Quelle und ihres Zieles“ (21). In seiner letzten Sozialenzyklika *Centesimus annus* (1991) erklärt Johannes Paul II.: „Allein der Glaube enthüllt ihm (dem Menschen) voll seine wahre Identität. Von dieser Identität geht die Soziallehre der Kirche aus“ (54). – Das bedeutet aber keineswegs, wie Deckers und Hengsbach insinuiieren, die so verstandene „Soziallehre“ sei nur gläubigen Katholiken zugänglich. Denn die „Wahrheit“, auf die sich der „Dienst der Liebe“ bezieht, ist – so Benedikt XVI. – „zugleich Wahrheit des Glaubens und der Vernunft, in der Unterscheidung ebenso wie im Zusammenwirken der beiden Erkenntnisbereiche“ (5).

3. Universales Sittengesetz unter theologischem Vorzeichen

Damit greift Benedikt die Formel vom „duplex ordo cognitionis“ Pius XII. auf: „Die Grundsätze des Naturrechts und der Offenbarungswahrheiten“ haben wie zwei keineswegs entgegengesetzte, sondern gleichgerichtete Wasserläufe, beide ihre gemeinsame Quelle in Gott“ (Pfingstbotschaft 1941, UG 498).⁴ Benedikt XVI. hat in seiner „ersten“ Definition der Katholischen Soziallehre in der Enzyklika *Deus caritas est* festgestellt: „Die Soziallehre der Kirche ar-

Leo XIII.

Mit der Enzyklika „Rerum novarum“ (Über die Arbeiterfrage) vom 15. Mai 1891 griff Leo XIII. die soziale Frage auf, die sich mit der Industrialisierung und der Verelendung breiter Massen durch den Frühkapitalismus im 19. Jahrhundert stellte. Damals zeigte sich, dass die absolute Freiheit der Märkte nicht naturgesetzlich zum „Wohlstand der Nationen“ und zum Gemeinwohl führt, wie Adam Smith gemeint hatte.



Pius XI.

schrieb in der Weltwirtschaftskrise der 30er Jahre des 20. Jahrhunderts und vierzig Jahre nach Leo XIII. seine Sozialenzyklika „Quadragesimo anno“ (im vierzigsten Jahr) und zeigte Wege zur Überwindung der damaligen Situation auf.



Pius XII.

schrieb zwar keine eigentliche Sozialenzyklika, nahm aber in seinem Pontifikat mit einer Fülle von Beiträgen Stellung zu den sozialen Fragen seiner Zeit



ne Entwicklung zu verwirklichen. Die Wahrheit der Entwicklung besteht in ihrer Ganzheit: Wenn die Entwicklung nicht den ganzen Menschen und jeden Menschen betrifft, ist sie keine wahre Entwicklung. (18)

Gott ist der Garant der wahren Entwicklung des Menschen, denn da er ihn nach seinem Bild geschaffen hat, begründet er auch seine transzendente Würde und nährt sein Grundverlangen, »mehr zu sein«. Der Mensch ist nicht etwa ein verlorenes Atom in einem Zufalls-Universum, sondern ein Geschöpf Gottes, das von ihm eine unsterbliche Seele empfangen hat und von Ewigkeit her geliebt worden ist. Wenn der Mensch nur das Ergebnis des Zufalls bzw. der Notwendigkeit wäre oder wenn er seine Bestrebungen auf den begrenzten Horizont der Situationen reduzieren müsste, in denen er lebt, wenn alles allein Geschichte und Kultur wäre und der Mensch nicht eine Natur besäße, die dazu bestimmt ist, sich in einem übernatürlichen Leben selbst zu überschreiten, könnte man von Wachstum oder Evolution sprechen, aber nicht von Entwicklung. (29)

5. Die „große Kraft“ eines christlichen Humanismus

Ohne Gott weiß der Mensch nicht, wohin er gehen soll, und vermag nicht einmal zu begreifen, wer er ist ... Die große Kraft im Dienst der Entwicklung ist daher ein christlicher Humanismus, der

die Liebe belebt und sich von der Wahrheit leiten lässt, indem er die eine und die andere als bleibende Gabe Gottes empfängt. Die Verfügbarkeit gegenüber Gott öffnet uns zur Verfügbarkeit gegenüber den Brüdern und gegenüber einem Leben, das als solidarische und frohe Aufgabe verstanden wird. Umgekehrt stellen die ideologische Verschlussenheit gegenüber Gott und der Atheismus der Gleichgültigkeit, die den Schöpfer vergessen und Gefahr laufen, auch die menschlichen Werte zu vergessen, heute die größten Hindernisse für die Entwicklung dar. Der Humanismus, der Gott ausschließt, ist ein unmenschlicher Humanismus. Nur ein für das Absolute offener Humanismus kann uns bei der Förderung und Verwirklichung von sozialen und zivilen Lebensformen – im Bereich der Strukturen, der Einrichtungen, der Kultur, des Ethos – leiten, indem er uns vor der Gefahr bewahrt, zu Gefangenen von Moden des Augenblicks zu werden. Es ist das Wissen um die unzerstörbare Liebe Gottes, das uns in dem mühsamen und erhebenden Einsatz für die Gerechtigkeit und für die Entwicklung der Völker zwischen Erfolgen und Misserfolgen in der unablässigen Verfolgung rechter Ordnungen für die menschlichen Angelegenheiten unterstützt. Die Liebe Gottes ruft uns zum Aussteigen aus allem, was begrenzt und nicht endgültig ist; sie macht uns Mut, weiter zu arbeiten in der Suche nach dem Wohl für alle ... Gott gibt uns die Kraft, zu kämpfen und aus Liebe für das gemeinsame Wohl zu leiden, weil er unser Alles, unsere größte Hoffnung ist. (78)



gumentiert vor der Vernunft und vom Naturrecht her, das heißt von dem aus, was allen Menschen wesensgemäß ist“ (28). In CiV lesen wir dazu erläuternd: „In allen Kulturen gibt es besondere und vielfältige ethische Übereinstimmungen, die Ausdruck derselben menschlichen, vom Schöpfer gewollten Natur sind und die von der ethischen Weisheit der Menschheit Naturrecht genannt wird. Ein solches universales Sittengesetz ist die feste Grundlage eines jeden kulturellen, religiösen und politischen Dialogs und erlaubt dem vielfältigen Pluralismus der verschiedenen Kulturen, sich nicht von der gemeinsamen Suche nach dem Wahren und Guten und nach Gott zu lösen. Die Zustimmung zu diesem in die Herzen eingeschriebenen Gesetz ist daher die Voraussetzung für jede konstruktive soziale Zusammenarbeit“ (59).⁵ Dass es das Wesen des Menschen gibt, und dass der Mensch sich selbst als sittlich verantwortliches Wesen begreifen kann, beruht letztlich auf der Glaubensüberzeugung, dass Gott den Menschen als sein Ebenbild erschaffen und in Christus in die „volle Wahrheit“ über den Menschen (vgl. *Gaudium et spes* 22) geführt hat. Insofern steht christliches Naturrechtsdenken immer unter einem theologischen Vorzeichen. Die menschliche Vernunft, so Benedikt XVI. in *Deus caritas est* 28, muss „immer wieder gereinigt werden, denn ihre ethische Erblindung durch das Obsiegen des Interesses und der Macht, die die Vernunft blenden, ist eine nie ganz zu bannende Gefahr.“ Der Kirche komme durch die Verkün-

¹Vgl. Friedhelm Hengsbach/Bernhard Emunds/ Matthias Möhring-Hesse (Hrsg.), *Jenseits Katholischer Soziallehre. Neue Entwürfe christlicher Gesellschaftsethik*, Düsseldorf 1993.

² Vgl. Ursula Nothelle-Wildfeuer, *Logik des Schenkens*, in: *Rheinischer Merkur*, Nr. 28 (9. Juli 2009) S. 23.

³ Vgl. Lothar Roos, *Trinitarischer Humanismus als theologische Mitte einer christlichen Gesellschaftslehre*, in: *Im Gespräch mit dem dreieinen Gott* (FS für Wilhelm Breuning), hrsg. von Michael Böhnke und Hanspeter Heinz, Düsseldorf 1985, 457-480.

⁴ s. Ursula Nothelle-Wildfeuer: „Duplex ordo cognitionis“ Zur systema-

digung ihrer theologischen Anthropologie die Aufgabe zu, „zur Reinigung der Vernunft und zur Weckung der sittlichen Kräfte beizutragen, ohne die rechte Strukturen weder gebaut werden, noch auf Dauer wirksam sein können“ (DCE 29).

Wenn die neue Enzyklika von der „Liebe in der Wahrheit“ spricht, dann umschließt dies immer sowohl die im natürlichen Sittengesetz als auch die in der biblisch-christlichen Offenbarung grundlegende Wahrheit.⁶ Ohne die „Unterscheidung“ und das „Zusammenwirken der beiden Erkenntnisbereiche ... , ohne Wahrheit, ohne Vertrauen und Liebe gegenüber dem Wahren gibt es kein Gewissen und keine soziale Verantwortung: Das soziale Handeln wird ein Spiel privater Interessen und Logiken der Macht, mit zersetzenden Folgen für die Gesellschaft, um so mehr in einer Gesellschaft auf dem Weg zur Globalisierung und in schwierigen Situationen wie der augenblicklichen“ (CiV 5).

Es ist also kein Widerspruch, wenn die Soziallehre der Kirche im Glauben gründet und mit der Vernunft argumentiert. Sie richtet sich an „alle Menschen guten Willens“, denn ihre „Grundsätze“ sind „für alle annehmbar“, (Johannes XXIII., *Mater et magistra* 220 f.). Die theologische Begründung dafür, warum dies so ist, können freilich nur jene ganz verstehen, die an die „geschenkte Liebe“ des dreifaltigen Gottes glauben (vgl. CiV 5), die sich uns „durch Naturrecht und Offenbarung kundgetan hat“ (Pius XII.). □

tischen Grundlegung einer Katholischen Soziallehre im Anspruch von Philosophie und Theologie, Paderborn 1991

⁵ vgl. dazu auch das jüngste Dokument der Internationalen Theologenkommission vom 13. Juli 2009 mit dem Titel „Auf der Suche nach einer universellen Ethik: ein neuer Blick auf das Naturgesetz“.

⁶ vgl. Ausführlicher Lothar Roos: „Was allen Menschen wesensgemäß ist“. Das moralische Naturgesetz bei Papst Benedikt XVI., Reihe Kirche und Gesellschaft Nr. 330, hrsg. Von der Katholischen Sozialwissenschaftlichen Zentralstelle Mönchengladbach, Köln 2006

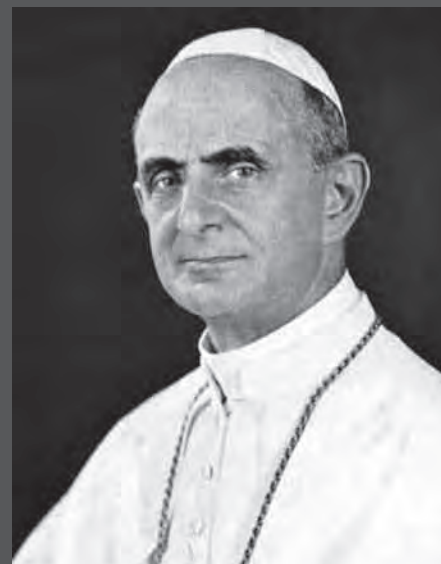
Johannes XXIII.

eröffnete das 2. Vatikanische Konzil, das in der Konstitution „Gaudium et spes“ zur Situation des Menschen in der Welt von heute sozialrelevante Aussagen machte. Der Papst schrieb auch die zwei Sozialenzykliken „Mater et Magistra“ (Mutter und Lehrmeisterin) und „Pacem in terris“ (Friede auf Erden).



Paul VI.

Im Pontifikat Paul VI. wurden die Folgen der zunehmenden Globalisierung für den Menschen deutlich. Insbesondere in den Entwicklungsländern zeigten sich die negativen Folgen. Der Papst wies in der Enzyklika „Populorum progressio“ (Über den Fortschritt der Völker) darauf hin, dass wahrer Fortschritt die Anerkennung der letzten Werte seitens der Menschen und die Anerkennung Gottes als ihrer Quelle und ihres Ziels“ verlangen. Paul VI. ging es um die umfassende (integrale) Entwicklung der Völker und jedes Menschen.



Johannes Paul II.

hat sich in vielen, Predigten, Reden und sonstigen Beiträgen aus verschiedenen Anlässen zu sozialen Problemen geäußert. Hier kann nur auf einschlägige Enzykliken wie „Laborem exercens“ (1981), „Sollicitudo rei socialis“ (1987) und „Centesimus annus“ (1991) hingewiesen werden.





Herzlich Willkommen in Aschaffenburg!

Aschaffenburg Hauptbahnhof, Freitag 11. September 2009: Alles aussteigen bitte zum Kongress „Freude am Glauben“.

Herzlich willkommen, Fremder! Darf ich dir ein wenig meine Stadt zeigen, dich durch König Ludwigs bayerisches Nizza führen?

Du folgst einstweilen nur den blauen Schildern am Bahnhof, gehst zwei, drei Minuten Richtung Schloss, kommst rechts am Gericht vorbei – das du ja nicht zu fürchten brauchst – links an der Agathakirche und siehst die Türme von Schloss Johannisburg.

Wenn du magst, treffen wir uns am schmiedeeisernen Eingangstor des Schlossparks, denn du hast hoffentlich auch ein wenig Zeit für meine Stadt mitgebracht.

Möchtest du zuerst in die Stadthalle gehen? Dann biegen wir gleich links am Schloss ab. Viel schöner wäre es freilich, wenn wir ein paar Schritte durch den Park machen könnten. Dann stehen wir schon auf der Schlossterrasse, sehen den behäbigen Main zu unseren Füßen, ein Tempelchen und das Pompejanum zur rechten und links den Turm der Muttergotteskirche, der Stiftskirche, die Häuser der Altstadt.

Hier, oberhalb des mächtigen Flusses, gibt es viele Lieblingsplätze: den kleinen Balkon im Mauergang, der dem Panorama noch einmal eine

andere Perspektive gibt, den Blick durch eines der Gucklöcher der Pergola auf die Kapuzinerkirche (heute findet hier um 20.30 Uhr der Gebetsabend der Jugend statt), das Gelände vor dem „Frühstückstempelchen“ auf dem Felsen und die kleine Brücke über dem Bächlein; Arkadien damals und heute, erfüllte Sehnsucht nach dem Süden, wenn die Sonne den roten Sandstein des Schlosses am Abend fast golden leuchten lässt, das Wasser des Mains glitzert und der Wein am Hang seiner Ernte entgegenreift.

Erbischof Friedrich Carl Joseph von Erthal hat 1780 das Stückchen Land für den Mauergang von den Kapuzinern gepachtet. Ihm, dem großen Mainzer Kurfürsten, hat Aschaffenburg neben viel anderem Guten auch zu verdanken, dass es eine Stadt grüner Oasen ist, in der der nächste Park nie weiter als ein paar Minuten entfernt liegt.

Hinter dem Brückchen findest du, was Ärger im Hause Wittelsbach auslöste: „Mein verrückter Sohn will wieder Geld ausgeben, um alten Plunder zu kaufen, und er hofft, dadurch Griechen und Römer aus dieser Rasse von Biertrinkern zu machen, die er eines Tages regieren wird“, so schreibt der Vater von Kronprinz Ludwig in einem Brief. Der versucht als König erst gar nicht, den Aschaffenburgern das Biertrin-

ken auszutreiben und gibt wirklich viel Geld für sein Pompejanum am Main aus, den Nachbau eines Hauses aus Pompeji. In seiner Residenz im äußersten Norden Bayerns erfüllt er sich den Traum vom Süden.

Kommst Du mit in den Schloßhof, Fremder? Sein Bergfried zeugt einzig noch von der mittelalterlichen Burg des 13. Jahrhunderts. Der Burgkapelle, Johannes dem Täufer geweiht, verdankt Schloß Johannisburg seinen Namen; die heutige Gestalt als streng symmetrische Vierflügelanlage verdankt sie Kurfürst Johann Schweikard von Kronberg und dessen Straßburger Architekten Georg Ridinger. Als das wunderschöne Renaissanceschloß mit seinem berühmten goldenen Schnitt gerade fertig ist, beginnt der Dreißigjährige Krieg, der Deutschland verwüstet.

Eines Tages steht damals Gustav Adolf mit seinen Truppen vor der Stadt. Wird der Schwedenkönig sie plündern, wird er Schloss und Stadt brandschatzen? Pater Bernhard aus dem Kapuzinerkloster – so jedenfalls die Legende – macht sich mit den Stadtschlüsseln auf, um den König gnädig zu stimmen und Stadt und Bürger zu retten.

Der König hat längst Gefallen an dem Schloss gefunden. „Wenn es Räder hätte“, sagt er, „würde ich es mit nach Schweden nehmen.“ „Es hat ja Räder, Majestät,“ antwortet



Ein Rundgang durch die Stadt des Kongresses „Freude am Glauben“ mit Ursula Zöller

der Kapuziner, „es fehlet nur an der Spannung“. In der Tat, Kurfürst Schweikard hat am Schloss und in seinem Herrschaftsgebiet an vielen Stellen Räder als Schmuck anbringen lassen, denn seine Vorfahren waren Küfer.

Gustav Adolf sieht die Räder, sagt – sicher mit einem Schmunzeln im Gesicht – „Mönchlein, Mönchlein, hüte deine Zunge“ und schont das Schloss. Es wird später in Schweden nachgebaut; kleiner, weiß, nicht ganz so elegant.

Hast du Zeit für Lucas Cranach, viele andere berühmte Maler und die einzigartige Korkmodellsammlung im Museum? Doch vielleicht sollten wir uns lieber in Richtung Stift aufmachen, denn um 13.30 Uhr hält hier der Würzburger Bischof Dr. Friedhelm Hofmann das Pontifikalamt zur Kongresseröffnung.

Einen Blick aber musst du noch aus dem Fenster zum Park Schönbusch werfen. Er ist einer der ältesten klassischen Landschaftsgärten Deutschlands im englischen Stil. Über den kleinen See mit seinen Ruderbooten und den Springbrunnen hinweg gab es hier schon sehr früh eine besondere Form drahtloser Kommunikation. Wollte der Herr des großen Schlosses im kleinen frühstücken, zum Abendessen oder für einen Kaffee vorbeischauen, so hisste man in der Residenz die entsprechende Fahne, und

die Diener im Gartenschloss auf der anderen Seite des Maines wussten, was sie zu tun hatten.

Am schönsten ist Kurfürst Erthals Schönbusch im Frühjahr, wenn alles grünt und duftet, wenn die kleine Fronleichnamsprozession im Park vor dem klassizistischen Schlösschen am See endet und den Segen Gottes von dort aus über die Stadt erfleht.

Nicht träumen Fremder am Fenster! Lass uns zur Muttergotteskirche gehen, zu der morgen Abend vom Schlosshof aus die Lichterprozession führen wird.

Soll ich dir – nebenbei und unter uns – verraten, dass ich hier im Hause Ecke Schlossgasse/Fürstengasse als Kind ein paar Wochen lang meinen Klavierlehrer und seinen Flügel quälte? Dass mir kein musikalischer Erfolg beschieden war, liegt, das weiß ich genau, nur am langen Schatten der Lola Montez, die hier gewohnt haben soll. Die falsche Spanierin hat mit ihrer gefährlichen Schönheit König Ludwig erst um den Verstand und dann, im Revolutionsjahr 1848, auch um seinen Thron gebracht. Kein gutes Klima also in diesem Haus!

Die Muttergotteskirche „Zu unserer Lieben Frau“ ein paar Häuser weiter ist eine der frühen Gründungen Aschaffenburgs. Das am romanischen Turm angebrachte Portaltympanon erwähnt Bischof Konrad, der um 1190 Mainzer Erzbischof war.

Faszinierender als all ihre Schönheit ist für Menschen unserer Zeit der Geldnot wohl ihr ehemaliger Pfarrer Christian Stadelmann. Er ließ die alte Kirche abtragen und in den Jahren 1768 bis 1775 den nun nach Süden orientierten barocken Saalbau errichten. Pfarrer Stadelmann und seine Schwester Cornelia finanzierten ihn aus ihrem Privatvermögen. Ach hätten wir doch heute solche Spender!

Drei Bischofsweihen fanden in der neuerbauten Marienkirche statt, darunter auch die von Carl Maria von Dalberg zum Erzbischof von Tarsus und Mainzer Coadjutor.

Nun könnten wir durch verwinkelte Gässchen der Altstadt, den nach ihm genannten Dalberg hinter zum Main schlendern, könnten am „Goldenen Karpfen“ vorbei – dessen Wirtin als letzte Hexe Aschaffenburgs galt – zu dem Märterl laufen, das die Beschneidung Christi zeigt und dann hinauf zum Altstadtfriedhof zum Grab von Clemens von Brentano gehen. Hast Du wie ich sofort das Bild der Seherin von Dülmen vor Augen, das schmale, weißumhüllte Gesicht der Anna Katharina Emmerick, die dem Dichter das Leben Jesu schildert?

Vielleicht sollten wir dennoch einfach nur den Theaterplatz mit seiner eindrucksvollen Sonnenuhr überqueren und am Pilgerbrunnen vorbei die



Stufen zur Stiftskirche hinaufsteigen. Als einzige Kirche der Welt ist sie den heiligen Päpsten Petrus und Alexander geweiht. 1958 hat der zu Unrecht vielgescholtene Papst Pius XII. sie aus Anlass ihrer Tausendjahrfeier zur Basilika minor erhoben.

Nimm dir ein wenig Zeit für die „Beweinung Christi“ im rechten Seitenschiff. Meister Mathis Gothart-Nithart, damals am Hof auch als Mühlenbauer und Wassersachverständiger tätig, hat die Predella um 1518 wohl für ein Heiliges Grab im Kreuzgang gemalt. Mathis von Aschaffenburg wird Mathias Grünewald, als er nach Isenheim geht und dort den berühmten Altar malt. Seine Stuppacher Madonna in der Maria-Schnee-Kapelle links ist längst durch eine Kopie des Aschaffener Malers Christian Schad ersetzt. Und warum eine Maria-Schnee-Kapelle? Von einem immer faszinierenden Rombesuch inspiriert hatte ein Stiftsherr das berühmte Schneewunder auch in Aschaffenburg bekannt machen wollen und die Kapelle angebaut.

Hast du innegehalten vor dem eindrucksvollen ottonischen Kreuz im Mittelschiff? Wegen des Kreuzes Christi und seiner Botschaft bist du ja nach hier gekommen.

Aber nun, Freund, wollen wir in den stillen romanischen Kreuzgang

von 1240 eintreten und die Seele ruhen lassen. Er gilt zu Recht als Juwel romanischer Architektur.

Bereit für einen Kurzbesuch im Stiftsmuseum nebenan? Hier erfährst du, dass das Stift von Herzog Otto, Sohn Luidolfs von Schwaben und Enkel Kaiser Ottos I., vollendet wurde. Nach Ottos frühem Tod 982 wird es an den Mainzer Erzbischof vererbt. Mehr als 800 Jahre bis zur Säkularisation bestimmen die Mainzer Kurfürsten das Geschick von Stift und Stadt, die sie zu ihrer zweiten Residenz ausbauen. Ein glückliches Geschick übrigens, denn unterm Krummstab ist, wie wir ja wissen, gut leben.

Nicht ganz so gut erging es den „Aschaffener Tafeln“. Sie wurden 1986 bei Renovierungsarbeiten im Boden des Museums gefunden. Die Rückseite des Tafelbildes, das um 1250 gemalt worden war, hatte 500 Jahre lang im „Himmelthaler Raum“ als Fußboden gedient. Die schlimme Tat eines Kunstbanausen hat das Tafelbild allerdings über all die Zeit davor bewahrt, übermalt zu werden.

Christus, der Allherrscher, thront, die Rechte segnend erhoben, in einer mandelförmigen Aureole. Die Gottesmutter hebt bittend die Hände, Petrus neben ihr hält einen goldenen Schlüssel in der Hand. Wenige Reste der rechten Bildseite deuten auf Alexander hin und damit darauf, dass

das zwei Meter breite Tafelbild für das Stift Sankt Peter und Alexander gemalt wurde.

Seine Mittelfläche ist völlig mit Blattgold überzogen, der thronende Christus zudem von Silber umgeben. Auf ihn zentriert sich aller Glanz. So ist das Bild – das zehn Jahre lang restauriert wurde – von ungewöhnlicher Leuchtkraft.

Durch die Pfaffengasse, vorbei an der 1612 von Kurfürst Kronberg gegründeten Jesuitenkirche, kehrst du zum Schloss und damit auch zur Stadthalle daneben zurück. Gerne würde ich dich noch zur Sandkirche begleiten, die vor allem zur Pestzeit vielbesuchte Wallfahrtskirche war, ins Schöntal, das man besonders zur Zeit der Magnolienblüte sehen sollte, zur Fasanerie und zu so vielen schönen Plätzen, aber nun müssen wir uns wohl sputen, denn das Programm dieser drei Tage dürfen wir nicht versäumen.

Danke, Freund, für deine Begleitung durch meine Stadt und viel Freude am Kongress „Freude am Glauben“!

Deine Ursula Zöllner

Ps.: Mehr Informationen unter www.forum-deutscher-katholiken.de oder Forum Deutscher Katholiken, Postfach 11 16, 86916 Kaufering

Die Politiker stellen die Weichen

Wohin soll die Fahrt gehen? – Schluss

II. Politische Tugenden der Christen

Damit stellt sich die Frage: Welche Aufgaben kommen uns Christen zu, damit wir als Bürger und so auch „die Politiker“ die „Weichen“ für die Zukunft überhaupt richtig stellen können? – Wir möchten dazu fünf Aufgaben benennen. Was können wir also für unsere Zukunft tun?

1. Die Wahrheit über den Menschen vor der Willkür der Mehrheit schützen

In einem der Briefe Goethes an seinen Freund Eckermann stehen die Sätze: „Und dann, man muss das Wahre immer wiederholen, weil auch der Irrtum um uns her immer wieder gepredigt wird, und zwar nicht von einzelnen, sondern von der Masse. In Zeitungen und Enzyklopädiën, auf Schulen und Universitäten ist der Irrtum obenauf, und es ist ihm wohl und behaglich im Gefühl der Majorität, die auf seiner Seite ist“.¹⁶ Goethe hat damit intuitiv vorweggenommen, was die Altmeisterin der Meinungsforschung, Elisabeth Nölle-Neumann, die „Schweigespирale“ genannt hat: Weil wir Menschen offensichtlich gerne „wohl und behaglich im Gefühl der Majorität“ leben, halten wir lieber den Mund, wenn wir uns als Minderheit entdecken. Wir schweigen, statt uns zu „outen“! Damit aber gerät der „Irrtum“ noch mehr „obenauf“.

Über die Würde des Menschen und die damit verbundenen Rechte und Pflichten kann man nicht mehrheitlich verfügen. Deshalb warnte Joseph Kardinal Ratzinger in seiner Predigt unmittelbar vor der Papstwahl am 18. April 2005 vor der „Dik-

tatur des Relativismus, die nichts als endgültig anerkennt und als letztes Maß nur das eigene Ich und seine Gelüste gelten lässt“. Demgegenüber hält die Sozialverkündigung der Kirche – übrigens ganz im Sinne des ersten Artikels unseres Grundgesetzes – daran fest: „Es gibt also in sich stehende Werte, die aus dem Wesen des Menschseins folgen und daher für alle Inhaber dieses Wesens unantastbar sind.“ Sie sind dem Menschen „von Natur aus“, d.h., wie die Amerikanische Unabhängigkeitserklärung von 1776 sagt, „von ihrem Schöpfer“ („by their Creator“) mitgegeben. Der geistige Vater dieser Formulierung ist der englische Staatsphilosoph John Locke. Er vertrat deshalb die Meinung, mit Atheisten sei kein Staat zu machen, weil sie nicht an die von Gott mit der Natur des Menschen gegebene Würde glaubten. Diese Verwurzelung aufzugeben, so erklärte Benedikt XVI. am 18. April 2008 vor der Vollversammlung der Vereinten Nationen, „würde bedeuten, ihre Reichweite zu begrenzen und einer relativistischen Auffassung nachzugeben, der zufolge Bedeutung und Interpretation dieser Rechte variieren könnten und der zufolge ihre Universalität im Namen kultureller, politischer, sozialer oder sogar religiöser Vorstellungen verneint wird.“ Die Philosophen werden sich nie darüber einigen, ob es ein Wesen des Menschen und ein darauf fußendes Naturrecht gibt. Aber darauf kommt es letztlich auch nicht an. Vielmehr gilt: Je mehr Menschen von einer gottgegebenen Würde überzeugt sind und diese nicht zur „Worthülse“ verkommen lassen, desto geringer ist die Gefahr, dass die Demokratie zu einer Diktatur moralisch beliebiger Wahrheiten entartet.¹⁷ Diese „Wahrheit über den Menschen“ im öffentlichen Bewusstsein zu halten ist unsere erste und wichtigste politische Aufgabe,



Im ersten Teil dieser Überlegungen zur „Politik für unsere Zukunft“ wurde ein Überblick über fünf wichtige Bereiche unserer Innenpolitik gegeben. Dabei wurde deutlich, wie wenig rein politisch-technische Lösungen helfen, wenn der entsprechende moralische Unterbau wegbricht. Insofern kann man formulieren: Je unmoralischer eine Gesellschaft wird, desto lauter schreit sie nach dem Staat, desto teurer wird dieser und desto weniger kann er für sie tun. Wenn man für jeden Steuerhinterzieher einen Steuerfahnder, für jeden Alkohol- oder Drogenabhängigen einen Therapeuten, für jeden Schläger einen Polizisten, für jeden Kinderpornographen einen Detektiv bezahlen muss – und nur so die Gesellschaft einigermaßen „in Ordnung“ zu halten wäre –, dann ist der Zusammenbruch abzusehen, schon aus finanziellen Gründen: Ein Staat ohne Moral ist unfinanzierbar.

selbst wenn wir dies nur (noch) als Minderheit vermögen. – Was können wir für unsere Zukunft tun?

2. Die Illusion der gottlosen und wertfreien Gesellschaft aufdecken

Die Neuzeit lässt sich beschreiben als großartige und vordem ungeahnte Entfaltung der Möglichkeiten menschlicher Ratio in den positiven Wissenschaften und deren Anwendungen in Technik, Ökonomie und Politik, allerdings nur so lange, wie dies mit Ergebnissen geschah, mit denen man so gut, ja großartig leben konnte, dass sich die Sinnfrage erst gar nicht stellte. Es galt die Devise: Was technisch möglich und ökonomisch bezahlbar ist, das wird auch verwirklicht, ohne weitere Rückfrage nach dem humanen Sinn des jeweiligen „Fortschritts“. In dem Maße aber, wie auf diesem Weg nicht nur Nützliches und Gutes, sondern auch

Bedrohliches, ja Tödliches entsteht, lassen sich Wert- und Sinnfrage aus dem Konzept der öffentlichen Vernunft nicht mehr ausklammern.¹⁸ Es ist kein Zufall, dass heute allenthalben „Ethik-Kommissionen“ entstehen. Da man aber ethische Entscheidungen letztendlich nur in einem Transzendenz-Bezug des Menschen verankern kann, steht auch die Gottesfrage wieder auf der Tagesordnung: Gott hat den ihm neuzeitlich entlaufenen Menschen wieder eingeholt. Wer dieser theologischen Konsequenz nicht zustimmen mag, wird auf jeden Fall zugeben müssen: Ohne Wertentscheidungen, wie immer man sie begründen mag, gibt es keinen Ausweg aus der gegenwärtigen Fortschrittskrise, keine Antwort auf die großen Menschheitsprobleme des Friedens, der Freiheit der Person, der Bewahrung der Umwelt, der Eindämmung von Not und Elend, kurz keine Kultur des Lebens, in der alle in Würde zu leben vermögen.

Wie weit viele jedoch von dieser Einsicht entfernt sind, wurde wieder bei der jüngst in Mexiko abgehaltenen XVII. Welt-Aids-Konferenz deutlich. Vor 20 Jahren konnte man auf einem Plakat des Bundesgesundheitsministeriums lesen: „Aids bekommt man nicht, Aids holt man sich“.¹⁹ Inzwischen hat das Ministerium wohl moralisch und politisch kapituliert und betreibt „Aufklärung“ durch die Parole „Mach‘s mit!“ Nicht zufällig ist auch bei uns die Infiziertenrate wieder gestiegen. Davon unbeeindruckt hat Frau Maischberger in ihrer Sendung am 9. September 2008 der Fürstin Gloria von Thurn und Taxis und Kardinal Joachim Meisner die verstaubte Kondom-Therapie als Allheilmittel präsentiert und durch eine Kabarettistin der katholischen Kirche vorwerfen lassen, ihr Kondom-Verbot sei schuld an der Ausbreitung der Seuche in Afrika. Bei einer Fernseh-Talkrunde anlässlich des Weltjugendtags 2005 in Köln konnte man von



afrikanischen Jugendlichen hören, es gebe nur zwei wirksame Mittel gegen Aids: Kein Sex vor der Ehe und Treue in der Ehe (vgl. Gabriele Kuby: „Only you“). Wo man in Afrika von seiten der Gesundheitsbehörden und der Kirche in diese Richtung wirke, seien Erfolge durchaus sichtbar. Dies will man weder bei uns noch bei der UNO gelten lassen und propagiert stattdessen schlicht den Dreisatz: Die Wissenschaft soll's erforschen, der Staat soll's bezahlen, wir brauchen unser Verhalten nicht zu ändern! Das wäre die ethische Null-Lösung des Problems. Sicher muss man alles medizinisch Mögliche tun, um den Infizierten zu helfen und Unschuldige, vor allem Frauen und Kinder, zu schützen. Aber ganz ohne schuldige Täter gibt es keine unschuldigen Opfer. Es ist ein Irrglaube, man könne die Aidsgefahr und andere humanitäre Probleme rein „technisch“ lösen. Der Mensch kann nur als moralisches Wesen überleben und vor sich selbst und seinen Mitmenschen bestehen. Die Illusion einer wertfreien und gottlosen Gesellschaft als solche zu entlarven und jene Politiker zu unterstützen, die dies ebenfalls tun, ist eine der wichtigsten politischen Aufgaben der Christen heute.

Den Einwand, dass wir mit all dem ja doch nichts ändern können, lässt Johannes Paul II. nicht gelten. Er sagt uns vielmehr: „Wer den schwierigen, aber auch beglückenden Auftrag zurückweisen wollte, das Los des ganzen Menschen und aller Menschen zu verbessern, und dies unter dem Vorwand der Last des Kampfes“ oder „wegen der Erfahrung des Misserfolges und des Rückfalls auf den Ausgangspunkt, der würde dem Willen des Schöpfers untreu“ (SRS 36,5). Man könne „auch durch Angst, Unentschlossenheit und im Grunde durch Feigheit sündigen“. – Was können wir Christen für unsere Zukunft tun?


3. „Mit gleichgesinnten Freunden“ anders leben

Die Verantwortung der Christen für die Politik und die Zukunft unserer Gesellschaft heute ist durchaus mit jener Situation zu vergleichen, in der sich die frühe Kirche dieser Aufgabe gestellt hat. Sie tat dies in der Zeit der Christenverfolgung in einer

erstaunlichen Weise. Ein besonders eindrucksvolles literarisches Dokument dafür ist der „Brief an Diognet“ eines uns unbekanntes Autors und Adressaten am Beginn des 3. Jahrhunderts. Dort lesen wir: „Die Christen sind Menschen wie die übrigen [...]. Sie folgen den jeweils einheimischen Gesetzen in Kleidung, Nahrung und der übrigen Lebensweise. Wie sie jedoch zu ihrem Leben als solchem stehen und es gestalten, darin zeigen sie eine erstaunliche und, wie alle zugeben, unglaubliche Besonderheit. [...] Sie heiraten wie alle anderen und zeugen Kinder, aber sie verstoßen nicht die Frucht ihres Leibes. Den Tisch haben sie alle gemeinsam, nicht aber das Bett. Sie sind im Fleische, aber sie leben nicht nach dem Fleisch. [...] Sie lieben alle, und doch werden sie von allen verfolgt [...]. Obwohl sie Gutes tun, werden sie wie Übeltäter bestraft.“

Dies alles aber führt nicht dazu, aus der Welt zu fliehen oder diese als verloren zu betrachten. Vielmehr wendet der Verfasser im Blick auf das Verhältnis der Christen zu den übrigen Menschen das Verhältnis von Seele und Leib an und sagt: „Ohne Umschweife sei es formuliert: Was im Leib die Seele ist, das sind in der Menschheit die Christen [...]. Umschlossen ist zwar die Seele vom Leib, diese hält aber den Leib zusammen.“ Und zum Schluss: „An einen solchen erhabenen Platz hat Gott selbst sie gesetzt, den zu verlassen ihnen nicht zusteht.“²⁰

Was sagt uns der Brief an Diognet für unsere politische Verantwortung heute? – Das Zeugnis des Glaubens durch die Jünger Jesu bedarf um so dringlicher der Verbundenheit mit „gleichgesinnten Freunden“ im Inneren, je bedrängender die „Feindschaft von außen“ wird, wie uns Benedikt XVI. sagt²¹. Dies gilt nicht nur für die Feindschaft in Gestalt der Verfolgung, sondern – was vielleicht noch schwerer zu ertragen ist – in der Gestalt der Gleichgültigkeit einer „Spaßgesellschaft“, die „unterhalten“ werden will, statt sich auf ein wirklich verantwortliches Leben einzulassen. So gibt es keinen ande-



John Locke, englischer Staatsphilosoph (1632-1704; Porträt von M. Datal, 1676). – Er war der Meinung, mit Atheisten sei kein Staat zu machen, denn sie glaubten nicht an die Würde, die dem Menschen mit seiner Natur von Gott gegeben sei. Von John Locke inspiriert sagte 1776 die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten, dass alle Menschen „von ihrem Schöpfer mit gewissen, unveräußerlichen Rechten begabt“ seien.

ren Weg, als dass sich in der heutigen „postchristlichen“ Gesellschaft geistliche Bewegungen und „Netzwerke“ als christliche „Subkulturen“ zusammenfinden, um in der Kraft der gemeinsamen Freundschaft mit Christus und untereinander das Durchhaltevermögen und den Mut zum christlichen Bekenntnis gegenüber anderen zu finden.²² Das „Forum Deutscher Katholiken“ selbst ist ja Ausdruck dieser Einsicht. Die Bewe-



Mit dem kleinen Band „Only You – gib der Liebe eine Chance!“ zeigt Gabriele Kuby jungen Menschen, wie sie sich aus dem irreführenden Mainstream des Zeitgeistes befreien können – siehe dazu in diesem Heft Seite 266: „Was man nicht machen und nicht kaufen kann“.

gungen „Jugend für das Leben“ und „Christdemokraten für das Leben“ weisen in die gleiche Richtung. Mit Freude und Dank können wir registrieren, wie sich heute unter jungen Christen Netzwerke und Gruppen solcher „gleichgesinnter Freunde“ bilden. – Was können wir Christen für unsere Zukunft tun?

4. Für die politisch Verantwortlichen beten

Es ist erstaunlich, wie schon die Christen in der frühen Verfolgungszeit ohne Todesfurcht ihr Nein zum Kaiserkult gesprochen und gleichzeitig für den Kaiser gebetet haben. Das älteste Kirchengebet dieser Art für die politisch Verantwortlichen

stammt von Papst Clemens von Rom, dem dritten Nachfolger des Apostels Petrus, der zwischen 90 und 101 unter den Kaisern Domitian und Trajan härteste Verfolger der Christen erleben musste. Eben für diese „unsere Herrscher und Führer auf Erden“ erbittet Clemens von Gott: „Verleihe ihnen, o Herr, Gesundheit und Frieden, Eintracht und Stetigkeit, damit sie untadelhaft führen die Herrschaft, die Du ihnen gegeben hast. [...] Lenke ihren Sinn, o Herr, auf das, was gut ist und wohlgefällig vor Deinem Angesicht, dass sie die von Dir verliehene Macht in Milde und Sanftmut führen gottfürchtigen Sinnes und so teilhaft werden Deiner barmherzigen Güte“.²³

Den Älteren von uns wird noch bekannt sein, dass in der Zeit des Nazi-Regimes am Ende der Messe ein Fürbittgebet zum heiligen Erzengel Michael, dem Patron der Deutschen, für Volk und Kirche gebetet wurde. Reinhold Schneider schrieb in der gleichen Zeit das großartige Gebet: „Allein den Betern kann es noch gelingen, / das Schwert ob unsern Häuptern aufzuhalten / und diese Welt den richtenden Gewalten / durch ein geheiligt Leben abzurinnen.“²⁴ Das Beten für die politisch Verantwortlichen, die in der Demokratie im Namen des Volkes ihr Amt ausüben, ist nicht weniger notwendig als das Gebet für jene, die ein Amt in der Kirche bekleiden. So sieht es die Kirche in ihrer liturgischen Ordnung offiziell vor. Es kann und sollte auch „Politische Heilige“ geben, wie ein Buchtitel von Gisbert Kranz lautet. Einer davon war Robert Schumann, zusammen mit Alcide de Gasperi und Konrad Adenauer Wegbereiter des Vereinten Europa. Um solche Politiker sollten wir beten. Freilich darf dieses Gebet nicht in ein billiges Moralisieren ausarten, sondern muss, um das Konzil zu zitieren, aufrichtigen Herzens jenen gelten, die „den schweren, aber zugleich ehrenvollen Beruf des Politikers“ ausüben. Und wenn wir zu wenige finden, die dieses Ideal zu leben suchen, dann sollten wir nicht nur über „die Politiker“ schimpfen, sondern uns fragen – so legen es uns die Konzilsväter nahe –, ob wir uns nicht selber für diesen Beruf „ausbilden“ und „darauf vorbereiten“ könnten (GS 75,11). – Was können wir Christen für unsere Zukunft tun?

5. Das Beispiel der „besseren Staatsbürger“ geben

Schon vor 15 Jahren hat der Soziologe Gerhard Schmidtchen als eines der Ergebnisse einer breit angelegten repräsentativen religionssoziologischen Untersuchung festgestellt: „Kirchliche Bindung wirkt sich außerordentlich stark auf die Entstehung einer idealen altruistischen Orientierung aus. Selbstbezogene Orientierungen treten zurück. Diese werden um so stärker, je größer die Entfernung von der Kirche“ ist. „Ohne die kirchliche Kultur würden altruistische Orientierungen in der Gesellschaft zurückgehen. Die säkulare Gesellschaft erzeugt jene Verhaltensorientierungen nicht, die sie dringend braucht“.²⁵ Die Feststellung des Origenes aus dem dritten Jahrhundert: „Die Christen erweisen ihrem Vaterland mehr Wohltaten als die übrigen Menschen. Denn sie sind erzieherische Vorbilder für die anderen Bürger“ (Gegen Celsus VIII, 74), lässt sich heute empirisch belegen: Wer häufiger zur Kirche geht, zeigt weniger Gewaltbereitschaft, neigt weniger zu radikalen Parteien und lehnt entschiedener Steuerhinterziehung und Betrug an Sozialkassen ab als die Konfessionslosen. „Nie an den sozialistischen Staat geglaubt“ zu haben, erklärte nach dem Ende der DDR übrigens jeder zweite ostdeutsche Katholik, jeder dritte Protestant, aber nur jeder fünfte Konfessionslose. „Offensichtlich nährt der praktizierte Glaube den anthropologischen Realismus und die Gelassenheit und immunisiert damit gegen ideologische Heilsversprechen wie gegen Politikverdrossenheit“. Der Bonner Staatsrechtslehrer Josef Isensee, diesem Kongress nicht unbekannt, zieht daraus die Folgerung: „Nicht die Kirche braucht das Kreuz in der Schule, sondern der Staat“.²⁶ Paul Kirchhof, ein anderer Staatsrechtslehrer, stellt fest: Die Verfassungen der westlichen Demokratie tragen zwar antikes, aufklärerisches und christliches Erbgut in sich, aber all dies findet „im abendländischen, also im christlich geprägten Menschenbild seine Mitte“. Und er fügt hinzu: „Die imago-Dei-Lehre enthält den radikalsten Freiheits- und Gleichheitssatz der Rechtsgeschichte“.²⁷ Der Staat kann

einerseits furchtbar entarten und dem Menschen das Leben zur Hölle machen. Der Diktator Mugabe in Simbabwe steht damit in der Welt leider nicht allein da. Umso mehr wird andererseits klar, welche hohe Kulturleistung ein demokratischer Verfassungsstaat darstellt, der sich, wie unser Grundgesetz sagt, „zu unverletzlichen und unveräußerlichen Menschenrechten als Grundlage jeder menschlichen Gemeinschaft, des Friedens und der Gerechtigkeit in der Welt bekennt“ (GG, Art. 1). Dass diese Art Staatlichkeit nur dort entstehen konnte, wo das christliche Menschenbild die politische Geschichte geprägt hat, und sonst nirgendwo auf der Welt, sollten wir dankbar zur Kenntnis nehmen und auch öffentlich aussprechen. Wenn wir also jammern, dann tun wir dies auf hohem Niveau. Wir brauchen uns im Blick auf die Zukunft unseres Staates unseres Glaubens nicht zu schämen, aber wir müssen ihn sehr wohl bezeugen. Der Philosoph Karl Jaspers hat einmal die abendländische Kultur als das Ergebnis eines über dreitausendjährigen historischen Optimierungsprozesses bezeichnet. Hochkulturen werden in Jahrtausenden aufgebaut, sie können leider aber auch in wenigen Jahrzehnten zerfallen. – Was können wir Christen für unsere Zukunft tun?

Abschließend zwei biblische Perspektiven:

Nach dem ersten Buch der Bibel hat Gott den Menschen nach seinem Bild geschaffen (vgl. Gen 1,26) und ihm die Erde anvertraut, damit er sie „bebaue und hüte“ (Gen 2,15). Was aber haben die Menschen aus diesem Auftrag gemacht? Wie sieht das erste große „Bauwerk“ aus, von dem die Bibel erzählt? Es ist der Turm von Babel, eine Bauruine. Die Babylonier wollten einen Turm bauen „mit einer Spitze bis zum Himmel“, also einen, der Gott überflüssig macht, eine Stadt ohne Gott. Aber wenn die Menschen glauben, Gott nicht zu brauchen, dann misslingt ihr Werk, weil sie sich nicht mehr einigen können. Der Turm von Babel ist das Bild einer heillos zerstrittenen Gesellschaft, in der jeder nur für sich bauen will. Folglich, so sagt die Bibel, zerstreuen die Menschen sich über die ganze Erde, weil sie sich – modern gesprochen – nicht mehr über die Grundwerte einer menschenwürdigen Gesellschaft einigen können.

Führt also der Weg der heillos-pluralistischen Spaßgesellschaft unweigerlich ins Verderben? Auch für diese Frage hält uns die Bibel eine Antwort bereit: Als die Bewohner des heidnischen Ninive, des wohl größten Stadtstaates Mesopotamiens, in Schuld und Sünde zu versinken drohten, da sandte Gott ihnen den Propheten Jona, um ihnen „das Strafgericht“ Gottes anzu-

kündigen: „Noch vierzig Tage, und Ninive ist zerstört!“ Aber sehr zur Überraschung des Propheten nahmen „die Leute von Ninive“ seine Drohung ernst, „glaubten Gott“ und taten Buße auf „Befehl des Königs und seiner Großen“. Als Gott sah, „dass sie umkehrten und sich von ihren bösen Taten abwandten, da reute Gott das Unheil, das er ihnen angedroht hatte, und er führte die Drohung nicht aus“ (Jona 3,10). Der Text fährt fort: „Das missfiel Jona ganz und gar, und er wurde zornig“ (Jona 4,1). Aber Gott wies ihn zurecht: „Mir sollte es nicht leid sein um Ninive, die große Stadt, in der mehr als hundertzwanzigtausend Menschen leben, die nicht einmal rechts und links unterscheiden können?“ (Jona 4,11). Wenn Gott schon die Sünder von Ninive durch die Predigt des Jona zur Umkehr bewegen konnte, dürfen wir dann als Christen angesichts des heutigen Neuheidentums sagen: Es ist alles umsonst? Menschen können immer umkehren, und Gesellschaften können sich moralisch erneuern. Aber ganz unabhängig davon, ob dies geschieht oder nicht, gilt das Wort Johannes Pauls II., das er seit seiner ersten Enzyklika *Redemptor hominis* eindringlich verkündet hat: „Der Weg der Kirche ist der Mensch“, deshalb darf die Kirche „den Menschen nicht verlassen“, auch wenn er sich auf dem Weg ins eigene Verderben befinden sollte, weil Gott ihn nicht verlässt.²⁸ □

¹⁵ Ein positives Beispiel solcher Weitsicht ist der bestehende Tarifvertrag in der chemischen Industrie, in dem erstmals für Notsituationen über Betriebsvereinbarung eine Absenkung der Tarife bis zu 20 % möglich ist und gleichzeitig für gute Zeiten den Mitarbeitern eine Ergebnisbeteiligung zugesagt wurde.

¹⁶ Zitiert nach Nathanael Liminski: „Politik und Religion – um Gottes Willen?!“, in: *Der Fels* 6/2008, S. 180.

¹⁷ Ein aktuelles Beispiel: Der Würzburger Professor Horst Dreier hat im Blick auf „Patientenverfügungen“ kritisiert, die „individuelle Selbstbestimmung“ werde seit Jahren „klein geredet“, nur weil manchen die Konsequenzen, die aus dieser Autonomie gezogen werden können, als unvernünftig, unchristlich oder unmoralisch erscheinen“. Bei der von Dreier gewünschten Gesetzesänderung geht es aber nicht um wertneutrale Mehrheitsentscheidungen, sondern um jene Grundwerte, denen der demokratische Verfassungsstaat überhaupt seine Legitimation verdankt. Vgl. Horst Dreier:

Die Freiheit des anders Handelnden, in: *FAZ*, 30.8.2008, Nr. 203, S. 8.

¹⁸ Romano Guardini hat diese Situation nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs mit dem Begriff „Das Ende der Neuzeit“ gekennzeichnet. Er machte darauf aufmerksam, dass die Menschheit am Ende der Neuzeit genau vor jener Frage steht, die sie an ihrem Beginn auf sich beruhen ließ: der Frage nach der sinnstiftenden Einheit des menschlichen Lebens und der menschlichen Gesellschaft.

¹⁹ Eine „Antwort“ auf diese Wahrheit fand ich damals zufällig auf einem Zettel in der Uni Frankfurt mit dem Satz: „Wir lassen uns durch Aids nicht den Sex vermiesen“.

²⁰ Der Brief an Diognet. Übersetzung und Einführung von Bernd Lorenz, Einsiedeln 1982, S. 19-22.

²¹ Vgl. *Spe salvi* 28. Siehe Lothar Roos: Vom „glücklichen Leben“ und von der „Unsterblichkeit der Liebe“, in: *Der Fels* 7/2008, S. 200-204.

²² Vgl. z.B. Nathanael Liminski (Hrsg.): *Generation Benedikt*, Gütersloh 2007.

²³ Hugo Rahner: *Kirche und Staat im frühen Christentum*, München 1961, S. 41.

²⁴ Alfonso Pereira S.J. (Hrsg.): *Jugend vor Gott*, Kevelaer 1956, S. 20.

²⁵ Gerhard Schmidtchen: *Ethik und Protest. Moralbilder und Wertkonflikte junger Menschen*. Mit Kommentaren von Lothar Roos und Manfred Seitz, Opladen 21993, S. 222, 224.

²⁶ Alle Zitate aus Andreas Püttmann: *Sind Christen anders? Zur Wirksamkeit katholischer Morallehre und Sozialethik*, in: Henryk Krzysieccko (Hrsg.): *Europa christlich gestalten* (FS für Lothar Roos zum Abschluss seines Wirkens an der Schlesischen Universität), Katowice 2005, S. 53-68.

²⁷ Paul Kirchhof: Auf christlichem Nährboden, in: *Rheinischer Merkur*, 7.4.2000, Nr. 14, S. 8.

²⁸ Vgl. Johannes Paul II.: *Enzyklika „Redemptor hominis“* 13f. Siehe auch Andreas Püttmann: *Ziviler Ungehorsam und christliche Bürgerloyalität*, Paderborn 1994, S. 438-445 (*Politik als Beruf des Christen*).

Mutmacher in unserer Zeit

„Stiftung Ja zum Leben“ verlieh ihre Preise 2009

Am 24. Juni 2009 verlieh die „Stiftung Ja zum Leben“ ihre diesjährigen Preise für den Schutz des Lebens an die „Jugend für das Leben Österreich“ und an Herrn Walter Schrader, den Gründer der Lebensschutzorganisation Kaleb in Mittel- und Ostdeutschland. In ihrer Begrüßung wies die Stiftungsvorsitzende Johanna Gräfin von Westfalen auf die besondere Gefährdung des Menschen in der ersten und in der letzten Lebensphase hin.

Weihbischof Dr. Andreas Laun aus Salzburg stellte die jugendlichen Preisträger aus Österreich vor. Diese sind in einem eigenständigen Verein organisiert. Durch öffentlichkeitswirksame Aktivitäten wie Lichterketten, Straßeneinsätze, Pro-Life-Märsche, Infostände und Dia-Shows werben sie für den Schutz des Lebens. Sie gehen auch in Schulen und wirken dort im Rahmen des Religions- und Biologie-Unterricht präventiv gegen Abtreibung. Weihbischof Laun verglich den frohen Gesichtsausdruck der jugendlichen Lebensschützer mit dem hasserfüllten Gesichtsausdruck der Gegner auf der anderen Straßen-

seite, die rufen: „Hätt Maria abgetrieben, wärt ihr uns erspart geblieben!“ Dort könne man sehen, wie Hass diese Gesichter entstellt. Die Schönheit ist offensichtlich auf Seiten der Guten. Weihbischof Laun beurteilte die rechtspolitische Entwicklung in Österreich recht pessimistisch, denn ein Staat, der das Recht auf Leben in ein Recht auf Abtreibung transformiert, habe aufgehört ein Rechtsstaat zu sein. Und eine ergebnisoffene Beratung sei sicherlich keine katholische Beratung. In dieser insgesamt tristen Situation erscheint das Preisgeld von 10 000 Euro bei den jugendlichen Lebensschützern gut angelegt.

Die oft recht trostlose Realität beurteilte zwar Frau Elisabeth Motschmann nicht anders als Weihbischof Laun. Sie hob jedoch in ihrer Laudatio auf Walter Schrader die Mut machenden Aspekte der bereits erreichten Erfolge deutlich hervor. „Es gibt viele Menschen auf unserer Erde, die ihr Leben Ihnen verdanken“ sagte sie zu den Preisträgern. „Und das zu wissen ist eine Freude, die uns ermutigt, weiterhin für das Leben einzutreten.“

Staatsrätin Elisabeth Motschmann kritisierte, dass auch Kirchenleute sich gern reinwaschen wollen, indem sie sich für echte und vermeintliche Fehler in früheren Jahrhunderten entschuldigen, während sie sich gegenüber dem massenhaften Kindermorden unserer Tage eher als unsensibel erweisen. Das passt einfach nicht zusammen und ist daher auch unglaublich. Zur Stiftungsvorsitzenden Gräfin von Westphalen gewandt sagte Frau Motschmann: „Eigentlich hätten Sie einen großen Preis verdient. Denn was Sie zur Unterstützung der Lebensschützer in Deutschland, in Österreich und auch international zustande gebracht haben, ist erstaunlich!“

Preisträger Walter Schrader erzählte von den schwierigen Bedingungen, unter denen er und seine Freunde in der früheren DDR gegen Abtreibungen kämpften und dennoch oft erfolgreich waren. Jeder einzelne Erfolg spornte zu weiterem Einsatz an. Auf dieser Veranstaltung wurde deutlich, wie und in welchen Bereichen Katholiken und Protestanten gemeinsam für den Schutz des Lebens eintreten können.



vlnr: Tobias Beier, Vorsitzender Jugend für das Leben Österreich, Johanna Gräfin von Westphalen, Mag. Monika Deak, Generalsekretärin JfdL, Walter Schrader, KALEB



Weihbischof Andreas Laun

Thomas Krapf:

Völkermord, Vertreibung, Enteignung

Kaum Zukunftsperspektiven für Christen in der Türkei

Das Schicksal der syrisch-orthodoxen Christen aus dem Tur Abdin / Der Fall des Klosters Mor Gabriel

Bis heute leugnen der türkische Staat und weite Teile der Gesellschaft den Genozid, der Anfang des 20. Jahrhunderts an über 3 Millionen Christen im ehemaligen osmanischen Reich verübt worden ist. Opfer waren 1,5 Millionen Armenier sowie 1,5 Millionen Griechen, die schon aus vorchristlicher Zeit zwischen Mesopotamien und dem Bosphorus zu Hause sind. Außerdem wurden ca. 500'000 aramäischsprachige Christen ermordet. Aus dieser Gruppe kamen allein im südostanatolischen Tur Abdin etwa 90'000 syrisch-orthodoxe Christen um.

Der Tur Abdin – zu Deutsch „Berg der Gottesknechte“ – liegt südlich des Tigris, an der heutigen Grenze zu Syrien, und ist in etwa so groß wie das Saarland. Bis 1927 hatten hier syrisch-orthodoxe Christen mehrere Städte und rund 300 Dörfer bevölkert. Anfang der 1970er Jahre gab es nur noch ca. 35'000 Christen in diesem Raum. Anhaltende scharfe Diskriminierungen und handfeste Verfolgungen haben die Demografie der syrisch-orthodoxen Christen inzwischen völlig aus den Fugen geraten lassen: Heute leben noch weniger als 3'000 Christen im Tur Abdin.

Aus der Perspektive der einzelnen Betroffenen ist der Alltag im Tur Abdin unerträglich belastend und oft auch lebensgefährlich. Bis in die Gegenwart ist die christliche Minderheit regelmäßig Erpressungen ausgesetzt. Nicht selten erscheinen nachts bewaffnete „Besucher“ in Uniform oder Zivil in den Privathäusern und verlangen Geld, Nahrungsmittel, Reit- und Lasttiere etc. Solche Wunschzettel gehen mit glaubhaften Androhungen von Entführung von

Familienmitgliedern, Schändung von Frauen und Kindern sowie von Ermordung einher. Bis vor einigen Jahren gehörten Vertreter des staatlichen Sicherheitsapparats, der kurdischen PKK, kurdischer Agas (Feudalherren) oder kurdischer Nachbardörfer zum Täterkreis. Dieser hat sich inzwischen um die türkische Hisbolah u.a. islamistische Terrorgruppen erweitert. Ein weiteres Druckmittel gegen christliche Dörfer ist die Zerstörung ihrer wirtschaftlichen Grundlagen durch planmäßige Brandstiftung in Wäldern, Gärten, Feldern und Weinbergen. Außerdem gibt es systematische Belästigungen sowie Entführungen von Schulmädchen und jungen Frauen. Bis heute führt dies dazu, dass weibliche Jugendliche ab der 6. Klasse oft keine weiterführenden Schulen mehr besuchen, weil diese außerhalb der Dorfgrenzen liegen. All das hat in den letzten drei Jahrzehnten unter den Christen einen demografischen Aderlass von über 90% zur Folge gehabt. Wer heute als syrisch-orthodoxer Christ noch im Tur Abdin verblieben ist, ist auf regelmäßige Unterstützung durch Verwandte und Freunde im Ausland angewiesen.

Nach den kriegerischen Auseinandersetzungen, die sich 1987-2002 die kurdische PKK und der türkische Sicherheitsapparat geliefert hatten, geraten diese Parteien in jüngster Zeit erneut aneinander. In diesen Auseinandersetzungen hat der Schutz von Zivilisten, zumal aus nichtmuslimischen Minderheiten, für den Staat keine Priorität. So entstehen rechtsfreie Räume, in denen zwangsläufig die Schwächsten, etwa die Christen, zu den Leidtragenden gehören. Oft genug werden sie nicht nur Opfer von Erpressung und Raub, sondern auch von tätlichen Angriffen.

Paradoxerweise sind trotz dieser Dauergefährdung und geringer Le-

Seit der ersten Generation des Christentums sind Christen zwischen dem Zweistromland und dem Bosphorus zu Hause. Im Verlauf von zwei Jahrtausenden gibt es neben kultur- und theologiegeschichtlichen Höhepunkten auch viel Leid. Anfang des 20. Jahrhunderts erfolgte eine bis dahin nicht gekannte Katastrophe: Ca. 3,5 Millionen Christen fallen Völkermorden zum Opfer. Seither hält der demographische Aderlass an. Inzwischen stellen ca. 100.000 Christen ganze 0,013 Prozent der türkischen Gesamtbevölkerung. 90 Prozent dieser Minderheit lebt in der Westtürkei. Fernab in der Südosttürkei kämpft zur Zeit das über 1600 Jahre alte Kloster Mor Gabriel vor Gericht ums Überleben. Der Ausgang von vier Enteignungsverfahren könnte das Ende einer der ältesten christlichen Kirchen in ihrem angestammten Ursprungsland besiegeln. Aber auch für die übrigen Konfessionen gibt es kaum noch Perspektiven: Angesichts der inzwischen gedämpften türkischen Hoffnungen auf EU-Mitgliedschaft bleibt offen, inwieweit im 21. Jahrhundert Grundrechte wie Religions- und Weltanschauungsfreiheit gewährt werden.

Beim Botschafter der Türkei kann man sich für die Christen in der Türkei einsetzen: An Seine Exzellenz, den Botschafter der Republik der Türkei Herrn Ali Ahmet Acet, Rungestraße 9, 10179 Berlin
Tel. 030-275850,
turk.em.berlin@t-online.de



bensqualität, – z.B. keine gesicherte Schulbildung für Mädchen ab der 6. Klasse – in den letzten Jahren einige hundert syrisch-orthodoxe Emigranten aus Europa in ihre Dörfer zurückgekehrt. Diese verschwindend kleine Gruppe hofft, dass die türkischen Behörden sie künftig als Minderheit besser schützen werden. Entsprechende Zusagen hat es in den letzten Jahren zwar wiederholt gegeben, jedoch wurden sie meistens nicht eingelöst. Hintergrund solcher politischen Manöver sind die EU-Beitrittsambitionen der Türkei. Dennoch zeichnet sich keineswegs ab, dass die Rückkehr einiger hundert syrisch-orthodoxer Christen das demografische Aus in ihrem Ursprungsland doch noch abwenden könnte. Auf's Ganze gesehen geht die Heimat einer urchristlichen Kirche verloren, die sich in diesem geografischen Raum auf

die Gemeindegründung des Apostels Petrus in Antiochien zurückführt.

Mor Gabriel, das im 4. Jahrhundert gegründete Kloster, blickt auf eine reiche theologische- und kirchengeschichtliche Tradition zurück. Es ist Bischofssitz und gehört zu den ältesten Klöstern der Welt, die bis in die Gegenwart noch aktiv sind: Hier leben 60 Personen, einschließlich 35 Internatsschüler, die tagsüber die staatlichen Schulen der Kreisstadt Midyat besuchen. In der übrigen Zeit werden sie von 14 Nonnen und vier Lehrern betreut, die ihnen Unterricht in Syro-aramäisch und in Religion erteilen. Drei Mönche zelebrieren die täglichen Messen. Jährlich erreichen ca. 70'000 Besucher aus dem In- und Ausland das Kloster, ein beliebtes touristisches Ziel in Südostanatolien. Weitere Einnahmen werden aus Ackerbau und Viehwirtschaft er-

zielt. Zum Überleben ist das Kloster jedoch auch auf Spenden aus dem Ausland angewiesen.

Seit August 2008 muss Mor Gabriel, Herzstück der syrisch-orthodoxen Christen im Tur Abdin sowie religiöser Bezugspunkt für ca. 2,5 Millionen Mitglieder der globalen Diasporagemeinde, seinen Landbesitz in vier Gerichtsverfahren verteidigen. Prozessgegner sind zum einen die Exekutive, nämlich zwei staatliche Behörden, und zum anderen drei kurdische Nachbardörfer. Diese werden von Süleyman Celebi, dem maßgeblichen kurdischen Aga in der Gegend, instrumentalisiert. Dieser verfügt als Abgeordneter der regierenden AKP auch in Ankara über viel Einfluss, da er im Tur Abdin deren Interessen nutzt. – Inzwischen sind die vier Verfahren des Klosters in erster oder zweiter Instanz noch anhängig. Ins-





gesamt ist beabsichtigt, 528 Hektar des Klosterbesitzes (1'227 Hektar) zu enteignen. Rechtsgrundlage der Verfahren der Exekutive sind Gesetze, wonach der Staat bewaldetes Land sowie landwirtschaftliche Flächen, die 20 Jahre nicht bewirtschaftet worden sind, enteignen kann. Ob diese Gesetze vor dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte in Strasbourg jemals bestehen könnten, gilt als äußerst fraglich. Allerdings kann diese Instanz erst eingeschaltet werden, sollte sich das Kloster vor türkischen Gerichten nicht behaupten können.

Angesichts des starken Interesses von Regierungen im Ausland hat Premierminister Erdogan bereits Ende April gemahnt, der Fall Mor Gabriel dürfe keine „internationale Krise auslösen“. Zugleich plädierte er für „gütliche Einigungen“. Diese wären

z.B. möglich, wenn der Staat seine Landforderungen zurückzöge. Da dies bislang nicht geschehen ist, gilt Druck aus dem Ausland weiterhin als wesentlicher Faktor.

In Deutschland hat es in diesem Jahr einige Großkundgebungen für das Kloster gegeben. Nach wie vor ist die Aktion Mor Gabriel (www.aktionmorgabriel.de / info@aktionmorgabriel.de) für jederlei Unterstützung dankbar. Ferner haben sich Politiker eingeschaltet: Am 7. Mai beantragte der Bundestag einstimmig einen Regierungsbeschluss, der die Existenzgrundlage und die Lebensperspektive von Mor Gabriel garantieren soll. Die Bundesregierung solle sowohl über die EU als auch auf bilateraler Ebene die Türkei auf ihre völkerrechtlichen Verpflichtungen gegenüber nichtmuslimischen Minderheiten festlegen.

Obgleich die Drangsalierung Mor Gabriels eingestellt werden kann, dürfte die Zukunft der Christen im Tur Abdin dennoch in Frage gestellt bleiben. Denn angesichts der prekären Sicherheitslage in der Südosttürkei sind unter syrisch-orthodoxen Christen starke Zweifel an den Überlebenschancen ihrer Gemeinde im Tur Abdin verbreitet. □

Dr. Thomas Krapf war 1991-1998 Israel- und Nahostkorrespondent in Jerusalem und bis 2007 Referent für Religions- und Weltanschauungsfreiheit der Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE).



Alles Glück ist Liebe

Die neue Glücksdiskussion und ihre Defizite / Ein Essay über Familie als Wiege sowie Wahrheit, Freiheit und das Gute als Ziele des Glücks

Die Sehnsucht nach Glück hat wieder mal öffentlich Konjunktur und schlägt sich in zahlreichen Publikationen nieder. Zeitgleich publizierten die zwei großen Nachrichtenmagazine *Spiegel* und *Focus* eine Titelgeschichte über das Glück der Deutschen, auf den Bestsellerlisten halten sich seit Monaten Bücher über das Glück, und auch das evangelische Magazin *Chrismon*, das den Tageszeitungen *WELT* und *FAZ* sowie der Wochenzeitung *DIE ZEIT* beigelegt wird und so eine Millionenaufage erreicht, brachte als Titelgeschichte ein Gespräch mit dem Glücksforscher Gerhard Schulze und dem Fernsehmoderator Günther Jauch. Glück ist wieder ein Thema des öffentlichen Diskurses.

Auch die Werbung macht sich den Trend zunutze. Auf einer Packung Kölln-Haferflocken ist folgende Definition zu lesen: „Zurück vom Shopping-Marathon, selig lächelnd auf der Couch, die Beine hoch gelegt. Und jetzt ein Kölln Müsli. Oder doch einen frisch gemixten Erdbeer-Drink? Egal wie Sie sich entscheiden – mit Kölln wird das Glück, sich etwas gönnt zu haben, gleich noch ein bisschen größer“. Sich etwas gönnen, Gaumengenuß, Entspannung, der Kauflust nachgehen – ist das das Glück? Es sind glückliche Momente vielleicht insofern, als sie körperliche Wünsche erfüllen und sogar für die Gesundheit förderlich sein mögen. Die meisten Menschen verbinden Glück ja mit der Gesundheit als dem angeblich höchsten Gut. Kein Wunder, Europa wird rapide älter, die Gesundheitskosten steigen, Gesundheit ist ein Dauerthema der Politik. Aber schon Platon wußte: Die ständige Sorge um die Gesundheit ist auch eine Krankheit. Und eigentlich geht es bei der Gesundheit auch nur um die Vorstufe des Glücks. Denn man kann

auch als kranker oder behinderter Mensch glücklich und in einem Sinn gesund sein, der über das körperliche Wohlbefinden hinausreicht.

Was ist Glück überhaupt? Was ist das für eine Beute, der jeder Mensch nachjagt? Über Glück ist viel geredet worden, seit der ursprüngliche Ort seiner Ausgestaltung, das Paradies, zwangsgeräumt wurde. Die Definitionen sind vielfältig. Relativ neutral sind die Begriffsbestimmungen in den großen Enzyklopädien. Im Großen Brockhaus etwa steht: „Glück – gesteigertes Lebensgefühl, in dem der Mensch mit seiner Lage und seinem Schicksal einig und sich dieser Einhelligkeit gefühlsmäßig bewusst ist. Er glaubt, seine wesentlichen Wünsche seien erfüllt, innere Unstimmigkeiten scheinen gelöst. Dieses Lebensgefühl kann alle Stufen vom Sinnlichen bis zum Sublim-Geistigen durchlaufen ... (es ist) das höchste natürliche Ziel des Menschen.“

Glück als Erfüllung im weitesten Sinn, das ist eine Definition der Moderne. Sie definiert nur ein Gefühl, ein Lebensgefühl. Ähnlich dürrig oder schwammig ist es in der Politik, wenn sie überhaupt von Glück redet. Die Amerikaner wagen es. Sie haben die happiness im politischen Diskurs verankert – sogar in ihrer Verfassung als „pursuit of happiness“.

Es gibt unterschiedliche Definitionen je nach Fachgebiet. Glücklich werden, so formuliert es die Schule der Demoskopie-Pionierin Elisabeth Noelle-Neumann, „glücklich werden am leichtesten Menschen, die sich frei für etwas entscheiden können, die Verantwortung übernehmen und aktiv sind, sich dabei aber zugleich ein breites Interessenspektrum bewahren.“ Glücklich würden also die

Engagierten, die Entscheider, die Aktiven. Bei diesem aktiven Einsatz „geht es fast nie um den Hintersinn ‚ich will glücklich werden‘, sondern fast immer um die Sache selbst“. Das deckt sich mit den Erkenntnissen des großen Psychologen Viktor Frankl



und seiner Schule der Logotherapie, die das Glück zu einer „Nebenwirkung“ der Sinnerfüllung erklärt. Wer ein Lebensziel hat, der strebt auch nach Glück, weshalb selbst der Atheist und Philosoph Ernst Bloch das ganze Leben auch als Glückslabor, als laboratorium beatitudinis bezeichnet. In diesem Labor wird heute viel probiert und experimentiert. Der Vater der systemischen Psychologie, Paul Watzlawick, hat das fleißige Experimentieren mit dem Glück schon vor über 25 Jahren humorvoll aufgespießt und eine „Anleitung zum Unglücklichsein“ geschrieben. Sie wurde zum Kultbuch in Millionenauflage. Die Nachfrage zeigt: Ganz offensichtlich gehört auch Humor

zum Glücklichein. Ja selbst humorlose Leute wie Marcuse stellen fest: Wer auf das Glücklichein verzichtet erfüllt sein Dasein nicht.

Erfüllung, Freiheit, Sinn, Humor. Aber worin das Glück nun wirklich besteht, darüber waren die Ansichten immer geteilt. Der römische Gelehrte Terentius Varro sammelte 288 Definitionen von Glück. Das ist lange her. Die 1995 erschienene Bibliography of Happiness enthält mittlerweile mehr als 2500 Untersuchungen über das Glück. Offensichtlich ist der Mensch eine komplexe Angelegenheit, sein Glück ein höchst interdisziplinäres Sujet. Es droht aber noch komplizierter zu werden, wenn wir zu den Politikern, Philosophen,

sein, geliebt zu werden.“ Die Liebe als Kernelement des Glücks – damit ist man einer christlichen Definition schon sehr nahe. Für die großen Kirchenlehrer hat Glück zudem noch mit Wahrheit zu tun. Augustinus etwa schreibt in seinen Bekenntnissen im 23. Kapitel: „Das glückliche Leben ist nichts anderes, als die Freude, welche die Wahrheit erzeugt“ und „diese Wahrheit findet man in Dir, Herr, in Dir der höchsten Wahrheit“.

Damit könnte es nun sein Bewenden haben – wenn das Leben nicht mehr wäre als Definitionen und Gedanken. Zu diesem Leben aus Fleisch und Blut gehören auch Emotionen. Sie, und nicht die Gedanken, stehen am Anfang des Lebens. Ein Beispiel:

Stimmungslage, das Wohlbefinden, beeinflussen. In diesem Fall ist es das Lächeln der Mutter. Ganz allgemein ist es das Lächeln, die bekundete Bereitschaft zur Annahme und Bestätigung des Kindes. Liebe kann man zwar nicht sehen, aber man kann sie zeigen.

Die Menschen brauchen diese Zeichen, weil sie sonst emotionell verarmen. Der deutsche Pädagoge und Psychotherapeut Reinhold Ortner formuliert dieses Bedürfnis so: „Jeder von uns braucht zu seiner psychisch gesunden Entwicklung ein seelisches Immunsystem. Dieses baut sich durch eine Grundnahrung aus Liebe, Zuwendung, Verständnis, Geborgenheit und Nestwärme auf. Va-



Glücksmomente: Ein Volk findet im Papst eine Identifikationsfigur, zwei Menschen sagen ja zueinander und feiern es mit den Geschwistern, ein Mann sagt Ja zu Gott. Immer ist das Ja zur Wahrheit, das Ja zur Liebe dabei.

Demoskopen und Psychologen auch noch die Schriftsteller hinzunehmen. Georges Bernanos etwa prägte den Satz: „Seine Freude in der Freude des anderen finden – das ist das Glück.“

Immerhin versammeln diese Definitionen wesentliche Elemente für das Glück und die seelisch-körperliche Gesundheit des Menschen. Es muss aber noch ein Element geben, das dem Menschen vorgegeben ist, wenn er rundum glücklich sein soll. Der große Pädagoge und Heilige, Don Bosco – die Pädagogen fehlten noch – drückt es ähnlich wie Bernanos aus, aber aus der Perspektive des Beschenkten: „Das erste Glück eines Menschen ist das Bewusst-

Wenn ein neugeborenes Kind seine Mutter erblickt, dann, so haben amerikanische Neurologen festgestellt, kommt Bewegung ins Hirn. Es ergeben sich Strömungen, die typisch sind für Glücksgefühle. Das neugeborene Kind weiß noch nichts, aber es ist glücklich. Es fühlt sich geborgen. Es fühlt sich geliebt. Bleibt diese Liebe aus, kommt es zu Ängsten, zu Barrieren des Glücks. Dann werden zwei erbsengroße Teile des Gehirns, die Mandelkerne, blockiert. Dort entstehen offenbar alle Emotionen, mithin auch die Glücksgefühle. Diese neurobiologische Anlage wird durch die Umwelt angeregt, die Gehirnbotsstoffe Dopamin und Serotonin auszuschütten, die wiederum die

ter, Mutter, Geschwister, Großeltern und andere Bezugspersonen müssen Tag für Tag dem Kind diese Grundnahrung schenken. Ein Kind braucht liebende Menschen, die in Liebe und Treue eine enge Verbundenheit bilden, die es in ihrer Mitte annehmen und damit in sein Herz das Urgefühl existentieller Sicherheit einsenken.“ Die existentielle Sicherheit, die Annahme durch andere, zunächst durch Gott und dann durch Eltern und andere Menschen, wird uns geschenkt, sie ist nicht machbar. Sie ist die Voraussetzung für das Glücksgefühl, mithin für die seelische Gesundheit. Der emotionale Faktor ist es, der das Leben anmutig, schön, begeisternd oder auch zufriedenstellend macht.

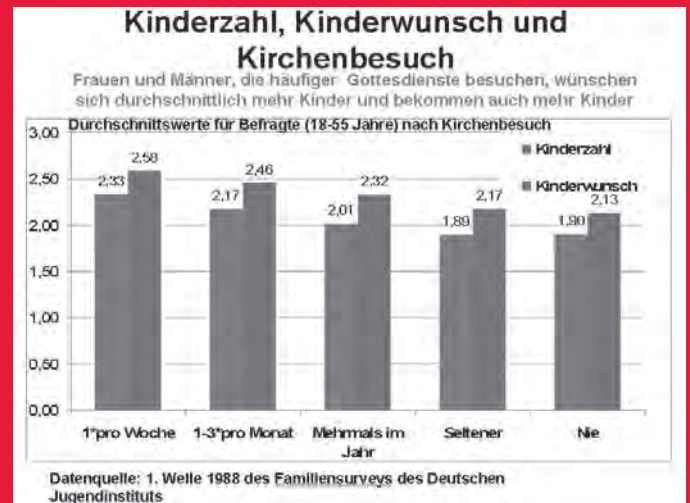
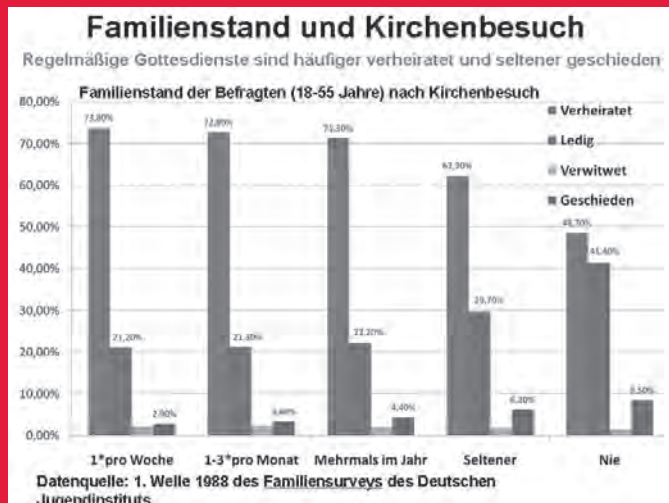
Verliebte sind im siebten Himmel, heißt es. Es sind aber nur die Emotionen, die Dopamine und anderen Botenstoffe, die so weit und so hoch tragen. Das Herz hat Gründe, die der Verstand nicht begreift, schrieb weniger biochemisch, aber dafür umso menschlicher, schon Blaise Pascal.

Emotionen sind eine Beziehungssache. Liebe ist nur zwischen Personen denkbar. Das Urgefühl existentieller Sicherheit und des bedingungslosen Angenommenseins setzt die Kommunikation voraus. Kommunikation ist eben nicht nur eine Sache des Verstandes. Etliche Denker und Wissenschaftler, vor allem Amerikaner, Briten und Franzosen, haben sich Gedanken über

Ein positives Lebensgefühl gewinnt der Mensch in der Familie. „Wer das Glück sucht, findet die Familie“, schreibt Paul Kirchhof. Es ist in der Tat immer noch so, dass Glück im allgemeinen Bewusstsein mit Familie assoziiert wird. Für zwei Drittel der Deutschen gehört „ein glückliches Familienleben“ zum Glück schlechthin. Alle Umfrageinstitute kommen zu ähnlichen Ergebnissen. Meist seien es konkrete, persönliche Erfahrungen, die zu diesem Urteil führten. Der Autor hat einmal eine „Feldumfrage im Hause Liminski“ veranstaltet, sie bestätigte diese Einschätzung. Auf die Frage, was ist für dich Familienglück, antwortete Mimi, damals zehn Jahre alt: „Meine Geschwister“, Gwenael, zwölf

in Beziehungen der Liebe, sie sind immer tiefer als Beziehungen zu Freunden“. Vanessa, verheiratet und damals in Spanien lebend, ergänzte per Telefon: „Vertrauen, vertrauliches Gespräch, Zärtlichkeit, Respekt vor dem anderen“.

Thomas, Thibaut und Tobias, die in dieser Aufzählung fehlen, haben ihr Glück an diesem Abend vermutlich in einer Bar oder Disco gesucht. Auch das sind Orte der westlichen Gefühlkultur. Aber in ihnen sucht man das dauerhafte Glück vergeblich. Denn diese Orte des hohen Adrenalinpegels sind Konsumtempel, kein Zuhause. Sie vermitteln nicht das Gefühl dauerhafter emotionaler Stabilität. Auch das hat die Glücks-



Gott, Familie, Kinder: Das Ja zur Liebe ist fruchtbar, es ist ein Ja zum Leben und damit zu Lebenssinn und Lebensglück. Ausnahmen, die von Politik und Medien gern aufgebauscht werden, bestätigen nur die Regel.

die soziale Natur des Menschen und seine Kommunikationsfähigkeiten gemacht. Jean Jacques Roussau kam zu dem Ergebnis: „Der Mensch, das soziale Wesen, ist immer wie nach außen gewendet: Lebensgefühl gewinnt er im Grunde erst durch die Wahrnehmung, was andere von ihm denken.“ Deshalb ist die Isolation, das permanente Misstrauen, eine Art Folter, die der Mensch kaum aushalten vermag. John Locke schrieb: „Wer überhaupt ein menschenähnliches Wesen hat, bringt es nicht fertig, in einer Welt zu leben, in der ihm seine Mitmenschen ständig abweisend und verächtlich begegnen. Diese Last ist zu schwer, als dass ein Mensch sie ertragen könnte“.

Jahre, schon etwas allgemeiner und abstrakter: „Ganz viele Brüder und Schwestern“; Momo, 15 Jahre und das schulische Ausnahmekind: „Familienglück, das ist Gemeinsamkeit und Bereicherung durch Lob und Kritik“. Arnaud, 19 Jahre, meinte: „Kinder und Kommunikation“, seine Freundin Ini, 17 Jahre: „Kinder und finanzielle Absicherung“, David, 21: „Zusammenhalt, gegenseitige Unterstützung, Schutz“. Und Annabelle, damals 28, zusammenfassend und fast mit den gleichen Worten wie die Mutter: „Familienglück, das ist Geborgenheit und selbstlose Liebe. Man braucht nichts zu leisten, um geliebt zu werden, man hat Rollen, spielt aber keine. Man lebt

forschung ergeben, die Kehrseite der Spaß- und Genussgesellschaft sind Langeweile, Lebenszweifel, Unglücksgefühle.

Die Familie ist ein Raum der Geborgenheit, der Lebensraum der selbstlosen Liebe. Es geht nicht nur um das genetische Band. Hier kommen Aspekte und Verhaltensmuster ins Spiel, die sich schwer messen lassen. Es geht um das Angenommen-Sein um der Person willen, ganz gleich was sie hat oder leistet, wie sie aussieht oder was sie tut. Es gibt das menschliche Grundbedürfnis nach dieser selbstlosen Liebe. Das Streben danach ist offenbar eine anthropologische Konstante und die

Erfüllung dieses natürlichen Grundbedürfnisses erzeugt ein Glücksgefühl. Es ist die Übereinstimmung der inneren Sehnsucht mit dem Sein. Diese Übereinstimmung schenkt die Liebe. „Alles Glück ist Liebe“, sagt bündig Josef Pieper, der große Thomist. „Die Liebe ist das Ur-Geschenk“, schrieb Piepers Vorbild Thomas von Aquin, „alles, was uns sonst noch unverdient gegeben werden mag, wird erst durch sie zum Geschenk“. Und „alle menschlichen Verfehlungen sind“, so folgert Alfred Adler, „das Ergebnis eines Mangels an Liebe“.

Liebe ist eine schöpferische Tat, eine Beziehungstat. Sie prägt und gestaltet das Verhältnis von Personen zueinander, sie schafft existentielle Nähe. Die Frage nach dem Glück lautet also: Wie können wir besser lieben und wie kann man Liebe erfahren? Um Liebe weiterzugeben, muss man sie freilich erstmal erfahren. Ein Kind, das nie in das liebende Auge der Mutter geschaut hat, wird unfähig sein, Liebe zu schenken, sagt Pestalozzi. Die Schriftstellerin und Nobelpreisträgerin Pearl S. Buck formulierte es so: „Kinder, die nicht geliebt werden, werden Erwachsene, die nicht lieben“. Es gibt keine allgemeingültige Grammatik für die Sprache der Liebe in Ehe und Familie. Jede Familie findet, ja erfindet seine eigene Sprache, weil es in seinem eigenen, unverwechselbaren Kommunikationsraum lebt. Dieser Raum ist organisch, er entwickelt sich. Oder er wuchert dahin. Deshalb sollten Eltern auch aktiv an diesem Kommunikationsraum arbeiten. Vater Staat kann das nicht. Offenheit und Aufrichtigkeit sind Schlüsselemente zum Verständnis der persönlichen Grammatik. Auch der Großmut zum Öffnen des eigenen Herzensbuches gehört dazu. Und das feinfühliges Bemühen, es dem anderen leichter zu machen, das Herz zu öffnen. Diese Offenheit verobjektiviert in einem positiven Sinn, sie schafft Distanz zum Ich und Zuwendung zum Du.

Es gibt in diesem Sinn zwei Tugenden, die vor allem in Familien gelernt und gelehrt werden: Geduld und Rücksichtnehmen. Lehrmeister sind keineswegs immer die Eltern. Ihre Liebe zum Kind hält sie an, lei-

se zu sein, wenn das Kind schläft, nachsichtig zu sein, wenn das Kleinkind etwas verschüttet oder zerbricht, Verständnis zu zeigen, wenn ein Jugendlicher ungestüm Wünsche äußert, etc. Junge Eltern unterscheiden sich von Kinderlosen oft darin, dass sie Rücksicht nehmen. Natürlich kann diese Rücksichtnahme auch in Terror ausarten, wenn dem Kind keine Grenzen gezogen werden. Das aber würde die Regel bestätigen: Selbstlose Liebe ist der Wunsch nach dem Guten, und dazu gehören auch Regeln.

Selbstlose Liebe – was ist das? Das ist die Liebe, die niemanden aufgibt, die die letzte Hoffnung nicht verliert, die unheilbare oder schwer

**Das Glück ist nur die Liebe,
die Liebe ist das Glück.**

A. von Chamisso

heilbare Krankheiten von engen Angehörigen aushält, Anfeindungen oder Demütigungen von Freunden erträgt, die schweigt, weil man ohnmächtig ist, wenn Freunde und Kinder andere Wege gehen, obwohl man alles getan hat, damit sie auf dem guten Weg bleiben. Denn Erziehung heißt nicht, jemanden als Projekt zu planen, sondern ihm diese selbstlose Liebe zu schenken. In diesem Sinn sollten Eltern sich gelegentlich fragen: Was ist der Plan Gottes für unsere Kinder? Deckt er sich mit meinen Plänen, meinem Ehrgefühl, meinen Wünschen? Meinen Lebensprojekten? Auch das heißt selbstlos lieben oder, um es mit den Worten von Dostojewski zu sagen: Einen Menschen lieben heißt, ihn so sehen, wie Gott ihn gemeint hat.

Lieben ist ja nicht nur ein Gefühl, sondern zuerst ein Willensakt. Thomas von Aquin sagt: Die Liebe ist ihrer Natur nach der früheste Akt des Willens. Augustinus wiederum nennt die Liebe den „Urakt des Willens“, Quelle und Mittelpunkt der Existenz. Deshalb stimmt ja auch die Weisheit des römischen Konsuls Claudius, wonach jeder seines Glückes Schmied ist. Man muss

sich schon bemühen, auch in der Familie. Ohne Wille zur selbstlosen Liebe, ohne Selbstanimierung zum Gespräch gewinnt man keine Zeit für die Beziehung und für die Kommunikation. Und wenn die Kommunikation fehlt, dann fehlt auch die Liebe. Man kann auch in der Masse einsam sein, wenn der persönliche Austausch fehlt, weil niemand mehr durch anerkennende Worte das Herz erwärmt. Die Einsamkeit ist überhaupt der Preis einer Gesellschaft, in der die Familie über Jahrzehnte hinweg vernachlässigt wurde zugunsten hedonistischer Lebensformen.

Selbstlose Liebe, schon die Klassiker der Antike und des Mittelalters haben sie besungen. Und heute werden sie von der Bindungs- und Hirnforschung bestätigt. Thomas von Aquin ortete das Glück in der Natur des Menschen. Natur-Wissenschaft, vor diesem Hintergrund erhält der Name einen neuen Klang. Es ist die Natur der Liebe, die Sehnsucht nach dem Guten, die den Weg zum Glück weist. Das ist das Sensationelle an der Hirnforschung. Sie bestätigt die alte Lehre vom Gelingen des Menschseins, sie bestätigt antike Philosophen und moderne Pädagogen. Es ist angesichts der Diktatur

**Das wahre Glück ist die
Genügsamkeit.**

Goethe

des Relativismus und der neuen Sehnsucht nach dem Glück ein Gebot der Stunde für Bischöfe und Laien in öffentlicher Verantwortung, sich wieder intensiver mit der Natur des Menschen und der Naturrechtslehre zu befassen.

Denn was passiert, wenn die Natur nicht anerkannt wird? Wenn, wie der Guru der 68er, Jean Paul Sartre sagt, „la nature de l'homme n'existe pas“, wenn die Natur des Menschen nicht existiert? Dann gibt es kein Humanum und dann ist alles möglich. Schon Romano Guardini wies auf die Gefahr des „unmenschlichen“ oder des „nicht-humanen Menschen“ hin. Der große Den-

ker sah die „Unmenschlichkeit des Menschen“ in einem unmittelbaren Zusammenhang mit dem Vergessen Gottes. In seinem postum erschienenen Werk „Die Existenz des Christen“ beobachtet Guardini wie der Geist als solcher krank werden kann. „Das geschieht nicht unbedingt nur dann, wenn der Geist sich irrt, sonst wären wir ja alle geistig krank, denn wir täuschen uns alle mal; noch nicht einmal, wenn der Geist häufig lügt; nein, der Geist wird krank, wenn er in seinem Wurzelwerk den Bezug zur Wahrheit verliert. Das wiederum geschieht, wenn er keinen Willen mehr hat, die Wahrheit zu suchen und die Verantwortung nicht mehr wahrnimmt, die ihm bei dieser Suche zukommt; wenn ihm nicht mehr daran liegt, zwischen wahr und falsch zu unterscheiden.“

Die Familie schafft die natürliche Synthese zwischen der antiken oder klassischen Ethik vom Gelingen des eigenen Lebens (eudaimonia) und einer universalistischen oder kollektiven Ethik, wie wir sie seit Kant und der Aufklärung her kennen. Sie steht im Zentrum, sie ist die Brücke zwischen den beiden Polen des Menschen, seiner individuellen und seiner sozialen Natur. Ohne

Ach, reines Glück genießt doch nie, wer zahlen soll und weiß nicht wie.

W. Busch

Kinder wird diese Brücke brüchig und baufällig. Es fehlen die emotionalen Wurzeln des Generationenvertrags. Wenn diese Verbindung aber gelingt, profitieren alle davon. Sie kann gelingen, wenn die Familie den Freiheitsraum bekommt, den sie braucht, um gesund zu bleiben und seelisch gesunde Menschen in die Gesellschaft zu führen. Deshalb gehört die Familie auch ins Zentrum jeder menschlich orientierten Politik. Sie, die Familie, garantiert das Gemeinwohl. Und sie bürgt für das Glück.

Aber das denken nicht alle. Mit der sich verändernden Sozialstruktur ist im Denken der Menschen – nicht

nur in der Politik - die Bedeutung von Ehe und Familie gesunken. Anfang der sechziger Jahre meinten 79 Prozent der Deutschen, man brauche eine Familie zum Glück und 17 Prozent meinten, alleine könne man genauso glücklich sein. Heute ist die Zahlenrelation 63 zu 37. Die sogenannte „Partnerfluktuation“, die steigenden Scheidungszahlen (trotz sinkender Eheschließungen; der Anteil der nie in ihrem Leben Heiratenden liegt in Deutschland mittlerweile bei vierzig Prozent) und die wachsende Zahl von Singles oder Ein-Personen-Haushalten besonders in den größeren Städten (bisweilen mehr als die Hälfte) sind alarmierende Zeichen einer „Ich-Gesellschaft“. Ihr herausragendes Merkmal ist der

Welch Glück, geliebt zu werden! Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Goethe

Egoismus, die Ich-Bezogenheit ihrer einzelnen Mitglieder. Wer sich nur für sich selbst engagiert und nur die Genuß- und Lustmaximierung als Aufgabe betrachtet, der entbehrt eines Sinnes, der über das eigene Leben hinausweist und daher den Einsatz bremsen. Das muss nicht gleich der Einsatz „um des Gottesreiches willen“ sein, es kann auch das Engagement für soziale Ziele sein. Auch das lernt der Mensch in der Familie. Sie ist der Ort der Solidarität.

„Aus der Familie erwächst der Friede für die Menschheitsfamilie“, schrieb Papst Johannes Paul zum Jahr der Familie 1994. Hier ist der Zusammenhang angezeigt zwischen dem Glück der Familie und dem der Gesellschaft. Die Utilitaristen, allen voran der Brite Bentham, aber vor ihm auch schon der große Ökonom Adam Smith, begründen ihr Konzept vom Sittengesetz mit einer numerischen Idee vom Gemeinwohl, wenn sie sagen, dass „das größte Glück der größten Zahl“ der Inbegriff der verwirklichten Sittlichkeit sei. In der alten Lehre vom Gelingen des Menschseins war er freilich immer vorhanden. Aristoteles geht bei seinen Überlegungen über

Ethik vom Streben nach Glückserfüllung aller Menschen aus. Aber er unterscheidet auch zwischen den sittlichen Persönlichkeitswerten, den Tugenden, und den Lustwerten. Lustwerte, so der Grieche, sind Glückswerte nur im Einklang mit den Persönlichkeitswerten. Das ist auch immer zugleich die Frage nach dem Sinn des menschlichen Lebens. Auch Augustinus geht solchen Fragen nach und kommt zu dem Ergebnis, dass der Mensch dadurch glücklich wird, wodurch er gut wird. Mit anderen Worten: Der Mensch kann nicht gegen die ihm in seiner eigenen Natur vorgegebenen Lebenszwecke, oder gegen seine Natur als Mensch zur Lebenserfüllung gelangen.

Diese Dimensionen sucht man in der derzeitigen Glücksdiskussion vergebens. Sie ist geprägt von individualistischen Sehnsüchten der Ich-Gesellschaft, von spießigen Kleinbürgerträumen und megalomanen Machtträumen. Diese Diskussion dürfte die Gesellschaft nicht weiter bringen. Dabei wäre auch der individualistische Ansatz zu würdigen. Denn das persönliche Glück ist überall da zu Hause, wo die Liebe wohnt. Papst Benedikt schreibt es gleich

Viele Menschen versäumen das kleine Glück, weil sie auf das große vergeblich warten.

Pearl S. Buck

zu Beginn seiner neuen Enzyklika: „Jeder findet sein Glück, indem er in den Plan einwilligt, den Gott für ihn hat, um ihn vollkommen zu verwirklichen: In diesem Plan findet er nämlich seine Wahrheit und indem er dieser Wahrheit zustimmt, wird er frei.“ Hier schließt sich der Glückskreis: Wahrheit macht frei, Freiheit macht glücklich. Es muss aber die Freiheit der Liebe, die Freiheit zum Guten für den einzelnen und für die anderen sein. Familie ist zwar die Wiege des Glücks, aber Wahrheit, Freiheit und das Gute sind die Ziele, auf die es ankommt. Schon das Streben danach verleiht Momente des Glücks. Denn es sind Vorahnungen des Heils. □

Mehr Licht, bitte!

Wie mit der Patientenverfügung wieder ein Stück Christentum in Deutschland verdunstet

Zum ersten September tritt das Gesetz über Patientenverfügungen in Kraft. Auch der von der CDU majorisierte Bundesrat hat zugestimmt und darauf verzichtet, den Vermittlungsausschuss anzurufen. Einzig der thüringische Ministerpräsident Dieter Althaus (CDU) übte Kritik an dem Gesetz und meinte ähnlich wie beide Kirchen, es wäre besser gewesen, kein Gesetz zu verabschieden. Aus christlicher Sicht, die in der Union offenbar keine Mehrheit mehr hat, ist das zweifellos richtig. Denn dieses Gesetz verwässert einmal mehr und dieses Mal bis zur Unkenntlichkeit ein Menschenbild, das noch dem Grundgesetz zugrunde lag und von der Unantastbarkeit der Menschenwürde ausging. Diese Würde ist nun ange-tastet – zum wiederholten Mal, wenn man neben dem Ende auch den Anfang des Lebens, mithin die Gesetze zur Abtreibung und zur embryonalen Stammzellforschung bedenkt, die ja auch mit (partieller) Zustimmung der Union verabschiedet worden sind.

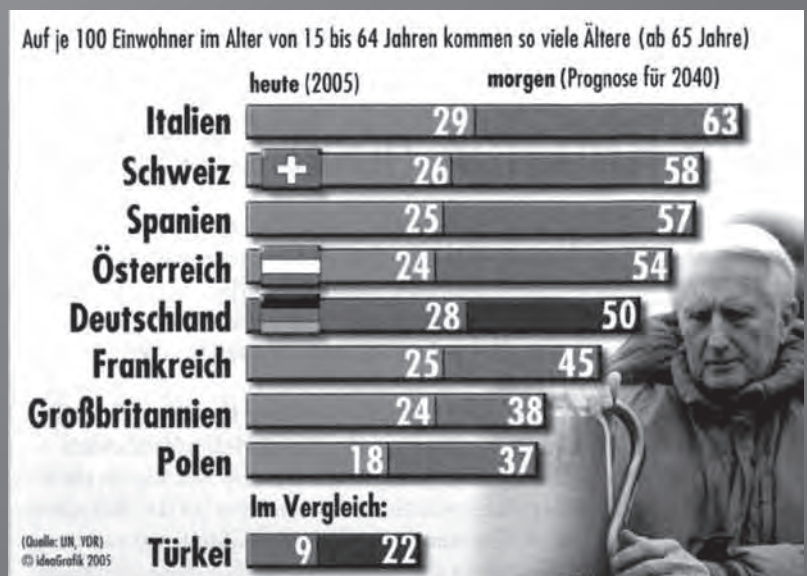
Niemand hat in der jahrelangen Debatte auf die Begründung der Menschenwürde hingewiesen. Es

gehört aber zum geistigen Erbe Europas, dass der Mensch als Person angesehen wird. Das ist der Kern seiner Würde, die nach Artikel eins des Grundgesetzes unantastbar sein soll. Dieser Kern ist mit den Gesetzen über Beginn und Ende des Lebens ein anderer. Über Leben und Tod entscheidet auch nach dem Gesetz über die Patientenverfügung jetzt der Wille. Selbstbestimmung war das Zauberwort, es soll die Personhaftigkeit ersetzen und damit die Unantastbarkeit dem Willen unterwerfen. Wessen Willen, wenn der Patient nicht mehr willensfähig ist, darüber wurde noch debattiert. Das können auch fremde Menschen sein, etwa ein Arzt oder Betreuer. Und das kann bei der demographischen Entwicklung mit immer mehr alleinstehenden Menschen künftig durchaus öfter passieren. Das Prinzip Person und seine Unantastbarkeit gilt jedenfalls nur noch beschränkt – jetzt auch am Ende des Lebens. Das geistige Erbe Europas verblasst.

Die Begründung der Würde des Menschen in seiner unabdingbaren und jedem politischen Zugriff ent-

rückten Personhaftigkeit gehört zum Fundament christlichen Denkens. Personhaftigkeit bedeutet, wie schon der Kirchenlehrer Thomas von Aquin betonte, dass der Mensch als geistiges Wesen geschaffen ist und qua dieser Geschöpflichkeit im Creator wurzelt. Die Würde ist also in Gott verankert und deshalb unantastbar. Mit dem Gesetz zur Patientenverfügung verdunstet wieder ein Stück Christentum in dieser Gesellschaft. Angesichts des führenden Personals der Unionsparteien ist es nicht verwunderlich, dass dieser fundamentale Aspekt in der Debatte keine Beachtung fand. Dasselbe gilt für das Zentralkomitee der deutschen Katholiken. Erstaunlich dagegen ist, dass auch aus der Bischofskonferenz nicht lauter darauf hingewiesen wurde. Papst Benedikt wies ganz zu Beginn seines Pontifikats auf die Wüsten hin, die die Menschen bedrohen und nannte dabei auch die „Wüste des Gottesdunkels, der Entleerung der Seelen, die nicht mehr um die Würde und um den Weg des Menschen wissen. Die äußeren Wüsten wachsen in der Welt, weil die inneren Wüsten so groß geworden sind ... Die Kirche als Ganze und die Hirten in ihr müssen wie Christus sich auf den Weg machen, um die Menschen aus der Wüste herauszuführen zu den Orten des Lebens“. Es gibt noch eine weitere Wüste, die die Christen in Deutschland bedroht: Es ist die Staatsnähe, die Verquickung kirchlicher Institutionen mit Parteien und Staat. In einem Staatsgebilde, das den Menschen und seine Würde nicht mehr als unantastbar anerkennt, wird es dringlich, mehr Licht als bisher zu zeigen. □

Die Republik wird älter, und je älter sie wird umso aktueller wird das Thema der Patientenverfügung. Einen Schlusspunkt sollte es da nicht geben,sonst ist das der gerade Weg in die schleichende Euthanasie. Und das gilt für fast ganz Europa.



Wenn der Mensch Gott spielen will

Bericht über die Theologische Sommerakademie 2009 in Augsburg

„Was ist der Mensch?“ Der deutsche Philosoph der Aufklärung Immanuel Kant meinte, dass diese Frage die Grundfrage der Philosophie ist – und dass sie die anderen Fragen nach Handeln (Ethik), Hoffen (Religion) und Wissen (Erkenntnistheorie) zusammenfasst. Im Psalm 8, 5 bekennt andererseits der Psalmist: „Was ist der Mensch, dass du an ihn denkst, des Menschen Kind, dass du dich seiner annimmst?“

Dem Autoren dieses Artikels sind diese beiden Aussagen, die in ihrem ersten Teil nahezu identisch erscheinen, aber sich in ihrer Gänze deutlich unterscheiden, bei der Theologischen Sommerakademie in Augsburg immer wieder durch den Kopf gegangen: Hier, bei Kant, der Mensch im Mittelpunkt und die Religion ein Bereich, der dieser Frage untergeordnet ist und zudem von der Ethik, die nach Kant auch ohne Gott möglich ist, getrennt – und, nicht zu vergessen, dass gerade die Philosophie Kants, der die Gotteserkenntnis aus der Vernunft für unmöglich hielt, den Boden für die Religionskritik und den Atheismus des 19. Jahrhunderts bereitete – ; dort im Psalm hingegen die eindeutige Definition des Menschen von Gott her, dem dieser Mensch am Herzen liegt, eingebunden in einen Lobpreis, in dem es am Anfang heißt: „Herr, unser Herrscher, wie gewaltig ist dein Name auf der ganzen Erde; über den Himmel breitest du deine Hoheit aus.“

„Irregeleiteter Fortschritt – Im Schnittpunkt zwischen Emanzipation und christlichem Glauben“ war das Thema der Sommerakademie, die vom 3. bis zum 6. Juni jetzt schon zum 17. Mal unter der fachkundigen Leitung des Dogmatikers Prof. Dr. Dr. Anton Ziegenaus stattfand. Wieder einmal mehr war es Prof. Ziegenaus

gelingen, fachkundige Referentinnen und Referenten für die Akademie zu gewinnen, sodass die Teilnehmerinnen und Teilnehmer fundierte Kenntnisse zu wichtigen Themen christlicher Ethik nach Hause mitnehmen konnten.

Den Eröffnungsgottesdienst der Akademie hielt der Bischof von Augsburg Dr. Walter Mixa im Augsburger Dom. In seiner Predigt stellte Bischof Mixa die grundlegende Sünde heraus, die auch die Ursache für den „irregeleiteten Fortschritt“ ist: die Versuchung, wie Gott sein zu wollen. Der Bischof entlarvte dabei auch gerade den Drang zur Selbstverwirklichung und Emanzipation als Grundlage von solch irregeleitetem Fortschritt, will doch der, der nach Selbstverwirklichung strebt, sich ohne Verantwortung gegenüber dem anderen entfalten.

Das sei ein Verlassen wichtiger sozialer Grundsätze, die die christliche Soziallehre bis in unsere Zeit verkündet: dass nämlich jeder Mensch einzigartig, gleichwertig und gleichwürdig ist, dass er gerufen ist, dem anderen im Rahmen seiner Möglichkeiten zu helfen und letztlich dass das Gemeinwohl einem egoistischen Eigenwohl übergeordnet sein muss.

Bischof Walter erinnerte an Jesus Christus, der durch seine Liebe bis in den Tod am Kreuz den Teufelskreis des Bösen durchbrochen habe. Das zu bekennen und so Kirche in der Welt zu sein, sei das Gebot für den Christen.

Eine Ethik, die alle angeht

Der heiligen Messe, die zum von Bischof Mixa angemahnten Zeugnis notwendige Stärkung gegeben hatte, schloss sich der erste Vortrag der Akademie von Prof.

Ziegenaus an. Ziegenaus widmete sich dem Thema, über das auch der Augsburger Oberhirte gesprochen hatte: der Menschenwürde. Dabei stellte der Referent unter anderem heraus, dass die katholische Position zum Menschen und seiner Würde „im pluralen Meinungsangebot ... nicht eine unter vielen“ ist, die die „Vertreter anderer Positionen nicht überzeugen muss – z. B. die Ablehnung der Abtreibung oder der Stammzellenforschung gelte nur unter der Voraussetzung des katholischen Glaubens, kann jedoch in einer pluralistischen Staatslehre nicht verpflichtend gemacht werden und einen Atheisten nicht binden.“ Tatsächlich sei die katholische Moraltheologie nicht „Sondergut der Katholiken“, sie greift vielmehr „die Weisheit der Menschheit“ oder „Erkenntnisse der Philosophie“ auf und beurteilt sie „im Licht der Offenbarung“. Weil katholische Theologie eben Wissen und Glauben zu vereinbaren sucht, hat die katholische Position sich sehr wohl in eine pluralistisch geprägte und vom Glauben unabhängige Staatslehre einzubringen.

Im Übrigen, auch das stellte Ziegenaus heraus, öffne sich die Kirche den Profanwissenschaften und ihren Erkenntnissen wesentlich weiter als die Profanwissenschaftler das gegenüber der Theologie tun. Notwendig sei allerdings jeweils eine Beschränkung auf die eigene Methode seitens der Wissenschaften. Die Medizin etwa könne mittels ihrer bildgebenden Verfahren wie dem Röntgen Aussagen über den körperlichen Zustand eines Menschen machen, aber sie könne nichts über das Wesen dieses Menschen aussagen.



Bedrohungen am Anfang des Lebens

Nach diesen grundsätzlichen Aussagen wurden in den folgenden Referaten einzelne Themen beleuchtet, die zeigen, wo durch irregeleiteten Fortschritt der Mensch und seine Würde in Gefahr sind. Da gerade in unserer Gesellschaft der Anfang und das Ende des Lebens besonders bedroht sind, befassten sich vorrangig mit diesen Themenkreisen die weiteren Beiträge der Referenten.

Ausführlich sprach Dr. Roland Graf, promovierter Theologe und Chemiker sowie Vizepräsident von Human Life International Schweiz und Pfarrer in der Gemeinde Alpthal (Kanton Schwyz) zum Thema „Die Technisierung zum Lebensbeginn des Menschen“. Dabei ging er unter anderem auf so aktuelle Themen wie die künstliche Befruchtung und die Stammzellenforschung ein. Grundsätzlich wurde in dem Referat deutlich, dass die von der Kirche abgelehnten Verfahren wie Forschung an embryonalen Stammzellen oder auch die künstliche Befruchtung nicht nur ethisch abzulehnen sind, vor allem, weil sie gegen eine Kultur des Lebens stehen und unverantwortbare Eingriffe des Menschen in das Gott

vorbehaltene Handeln sind, sondern auch ihr therapeutischer Erfolg mehr als fragwürdig ist und sie die Gesundheit des Behandelten oft gefährden.

Wenig bekannt dürfte den Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Akademie zudem die dunkle Vorgeschichte der ersten Retortenzeugung durch Robert Edwards und Patrick Steptoe gewesen sein, über die Graf in seinem Referat berichtete. So gab es Befruchtungsversuche mit menschlichen Eizellen in Eileitern von Kaninchen und Rhesusaffen. Mitunter befruchtete Edwards diese Zellen mit dem eigenen Sperma. Insgesamt 102 Embryotransfers waren erfolglos, bis schließlich das erste Retortenbaby geboren wurde.

Für ungeborene Kinder gefährlich kann auch die pränatale Diagnostik sein. In großem Maße, so machte Graf deutlich, werden Kinder abgetrieben, wenn bei ihnen vor der Geburt etwa das Down-Syndrom festgestellt wird.

Ein weiterer Vortrag, den Dr. Christian Schulz, promovierter Moraltheologe und Pfarrer im vorarlbergischen Bartholomäberg, hielt, befasste sich mit der Enzyklika „Humanae vitae“ von Papst Paul VI. Sie unterscheidet bekanntlich die Empfängnisverhütung, der sie ablehnend gegenübersteht, von der erlaubten

Empfängnisregelung durch Beobachtung der fruchtbaren Tage der Frau. Während die Empfängnisverhütung durch chemische oder mechanische Mittel ein aktiver Eingriff in den Schöpfungsakt der Zeugung ist, wird bei der Beobachtung der fruchtbaren Tage dieses Wirken des Schöpfers berücksichtigt. Wenn aber der Mensch, so Schulz, aktiv in das Schöpfungsgeschehen Gottes eingreift, maßt er sich an, Gott zu spielen.

Der Referent wies auch darauf hin, dass eine Entscheidung zur Empfängnisregelung von den Eheleuten geprüft werden muss. Nach „Humanae vitae“ müssen sehr ernsthafte Gründe vorliegen – etwa große wirtschaftliche Probleme –, um die Kinderzahl zu begrenzen. Eine bewusste Entscheidung für Kinder gerade auch in schwierigen Situationen bezeichnete Papst Paul VI ausdrücklich als großherzig.

Schulz beklagte in seinem Referat auch die viel zu frühe sexuelle Betätigung Jugendlicher. Es fehle weitgehend eine Hinführung zur echten Liebesfähigkeit. Dass Jugendliche aber für das kirchliche Denken durchaus offen werden können, zeigte die nachfolgende Diskussion. Zwar ist es für die Seelsorger ein langer Weg, bei dem es immer auch Rückschläge gibt, aber es gibt Anzeichen dafür,

dass Jugendliche der frühen Sexualisierung und der Verhütungsmentalität nicht kritiklos gegenüberstehen. Gerade auch eine Hinführung zur Begegnung mit Gott in Anbetung und Gebet kann für die Jugendlichen hilfreich sein.

Der Mensch an der Grenze zum Tod

Ging es bei diesen Vorträgen um den Anfang des Lebens, so wandten sich die weiteren Vorträge dem kranken, sterbenden und verstorbenen Menschen zu.

Zunächst sprach Dr. Peter H. Görg über das Problem des Selbstmordes. Er machte deutlich, dass nach den Aussagen des Lehramtes der Suizid objektiv als unsittlich zu bezeichnen ist. Allerdings gibt es Gründe, die die Schuldhaftigkeit beim Selbstmord mindern oder sogar aufheben, so, wenn ihm psychische Störungen, Angst, Verlassenheit oder das Gefühl, dass eine Situation ausweglos ist, zugrunde liegen.

Gerade die christliche Botschaft, so Görg, könne aber für einen Menschen, der sich das Leben nehmen will, eine Hilfe sein, weil sie Mut zum Leben macht. Ein Suizidant, der ganz und gar freiwillig aus dem Leben scheidet, läuft freilich Gefahr, die Ewige Seligkeit zu verspielen, weil es ihm vielleicht nicht mehr möglich ist, vor dem Tod ehrliche Reue zu empfinden. Aber man brauche die Hoffnung nicht aufzugeben, da er vielleicht doch die Möglichkeit dieser Reue im allerletzten Moment noch wahrnimmt. Die Kirche bete in diesem Sinn auch für Suizidanten.

Mit der menschlichen Organspende, die im engen Zusammenhang

mit dem Hirntod steht, befasste sich der Moralthologe Prof. Dr. Joachim Piegsa. Bei der Organentnahme eines verstorbenen – oder eben sterbenden – Menschen gelte in der Medizin der Grundsatz: „So tot wie möglich, aber so lebendig wie nötig.“ Hierbei sei der Hirntod das entscheidende Kriterium, doch muss – so zeigte Piegsa – sehr genau und differenziert vorgegangen werden. So kann man nicht sagen, dass bei einem zerstörten Großhirn, aber noch funktionierendem Stammhirn der Hirntod eingetreten ist – nicht zuletzt auch deswegen, da auch das Stammhirn mit dem Bewusstsein zu tun hat. Auch die exakte Messung der Hirnströme ist ein Problem. Darüber hinaus müssen allerdings zur Hirntodfeststellung weitere Kriterien erfüllt sein als nur die Null-Linie des Elektroenzephalogramms. Beispielsweise dürfe auch keine Blutzirkulation mehr festzustellen sein. Die Kirche erklärt daher in ihrer Beurteilung der Organspende, dass eine solche Spende grundsätzlich gut zu heißen ist, gleichwohl aber die Organe nur einem wirklich Toten entnommen werden dürfen und hierbei das Prinzip gilt: Solange der Tod nicht hundertprozentig sicher ist, also auch, wenn eine Grauzone vorliegt, ist eine Entnahme ethisch nicht zu rechtfertigen.

Dass es in der Rechtsprechung zu Fragen der Hilfe zum Sterben ebenfalls Grauzonen gibt, machte der Jurist und Richter Dr. Rainer Beckmann in seinem Referat deutlich. Eindeutig strafbar ist die aktive Sterbehilfe, auch wenn jemand sie ausdrücklich wünscht. Indessen ist eine Hilfe zum Suizid, wo der Helfer nicht Hand an den Suizidanten anlegt, nicht strafbar. Nun könnte man argumentieren, eine aktive Sterbehilfe, die ausdrücklich gewünscht worden ist, ist wegen ihrer

Nähe zur Beihilfe zum Suizid auch keine Straftat, doch gibt es gewichtige Gründe, die dagegen sprechen. So ist die Absicherung der Freiwilligkeit, dass jemand aus dem Leben scheiden will, schwierig. Zudem würde eine Erlaubnis der aktiven Sterbehilfe jene alten und kranken Menschen unter Druck setzen, die weiter leben möchten – denn dir müssten sich schlimmstenfalls vorwerfen lassen, sie kosten die Krankenkassen oder den Staat viel Geld, und da sei es doch angeraten, das Angebot einer erlaubten Sterbehilfe anzunehmen. Im Zusammenhang mit der Diskussion um erlaubte Sterbehilfe und Beihilfe zum Selbstmord beklagte Beckmann in unserer Gesellschaft eine wachsende Tendenz zu eigennützigem Denken, die letztlich mit einem Transzendenzverlust zusammenhängt. Frucht dieses Transzendenzverlustes ist auch ein wachsendes Gefühl, dass alles sinnlos ist, weil es keinen letzten Sinn gibt. Bedenklich sei schließlich auch die Spaßgesellschaft und die Auflösung sozialer Beziehungen, die gerade in der Abwertung der Ehe ihren Grund hat. Die Kirche, so Beckmann abschließend, habe lange Zeit vor solchen Entwicklungen gewarnt – doch man habe sie nicht ernst genommen. Jetzt sei es für die säkulare Gesellschaft bitter nötig, umzudenken.

Wie die Kirche Sterbende begleitet und ihnen genau diese Hoffnung und den Transzendenzbezug vermittelt, der in der Gesellschaft oft genug fehlt, zeigte Schwester Anneliese Meder aus dem Orden der Barmherzigen Schwestern in ihrem zutiefst berührenden Erfahrungsbericht aus der Hospizarbeit. Lebensqualität in den letzten Lebenstagen verbessern und helfen, das Sterben zu akzeptieren, sind die beiden Ziele, die die Ordens-



frau nannte. Dabei ist es sehr wichtig, die Wünsche des Sterbenden zu berücksichtigen und vor allem keine schmerzhaften und unangenehmen Maßnahmen in Therapie und Pflege zu ergreifen, die im Letzten nichts bringen. Auch die spirituelle Begleitung hat ihren wichtigen Platz in der Arbeit von Schwester Anneliese. Sie bietet Wortgottesdienste an und betet immer wieder mit den Sterbenden, wenn sie es wünschen. Dabei geht die Ordensfrau ganz und gar in diesem christlichen Krankendienst auf – man hat es bei ihrem Vortrag genau gespürt: Das ist nicht nur Beruf, das ist Berufung, und so schenkt sie aus tiefer Überzeugung Trost und weist auf die Hoffnung hin, die in Christus, dem Erlöser liegt.

Christliche Bestattung und Auferstehungsglauben

Ein weiterer Vortrag von Dr. Peter Christoph Dürren, dem theologischen Referenten im Referat Glaubenslehre der Diözese Augsburg, befasste sich mit der Bestattung der Toten. Dürren wies darauf hin, dass zeitgleich mit der Sommerakademie ebenfalls in Augsburg die Ausstellung „Körperwelten“ von Gunther von Hagens stattfand, in der plastinierte Körper

von Verstorbenen ausgestellt werden. Es war für die Hörer erschütternd, vom Referenten zu erfahren, dass von Hagens sich für seine Ausstellung mit den Toten offenbar immer abscheulichere Motive einfallen lässt. In Berlin zeigt er bei einer Ausstellung sogar einen geschlechtlichen Akt, was im übrigen Kritik bei Politikern unterschiedlicher Parteien hervorgerufen hat.

Die Kirche indessen steht für eine würdige Bestattung des Menschen. Sie orientiert sich an Jesus Christus selbst, der in einem Grab bestattet wurde und hat sich deshalb vor allem für die Erdbestattung eingesetzt. Im bis 1983 gültigen kirchenrechtlichen Gesetzbuch von 1917 war die Feuerbestattung grundsätzlich verboten, zumal sie auch von kirchenfeindlichen Gruppierungen mit besonderer Vorliebe praktiziert wurde. Das neue kirchliche Gesetzbuch erlaubt die Feuerbestattung, wenn sie nicht in einem Unglauben an die Auferstehung begründet ist.

Der abschließende Vortrag der Sommerakademie befasste sich mit dem Auferstehungsglauben. Referent war wieder Prof. Ziegenaus, der auch den Eröffnungsvortrag gehalten hatte. Ziegenaus stellte unter anderem das Neue heraus, dass die Auferweckung Jesu der Welt geschenkt wur-

de. Anders als in den Vorstellungen des heidnischen Umfeldes, wo die Verstorbenen zumeist ein tristes Leben in der Unterwelt führten, darf der Mensch nun auf eine Zukunft in der Gemeinschaft mit Gott hoffen.

Gerade diese Hoffnung, auf ewig – also ganz und gar – in der Gemeinschaft mit dem liebenden Gott leben zu dürfen, erhielt in der Akademie durch Gottesdienste, Anbetung und Gebet geistige Nahrung – unter anderem durch eine Wallfahrt zur Wallfahrtskirche Herrgottsruh im nahe bei Augsburg gelegenen Friedberg. Hier in dem barocken Gotteshaus mit einem von Cosmas Damian Asam geschaffenen Hochaltar, der die Dreifaltigkeit darstellt, fand eine Führung und eine heilige Messe statt.

Deutlich wurde aber auch, dass es gerade die Hoffnung und die Erfahrung der Liebe Christi ist, die dazu drängt, Gutes zu tun und das Evangelium ganz konkret in die Welt zu bringen. Immer wieder tauchte die Frage auf: Was können wir gegen Tendenzen tun, in denen sich der Mensch durch irregeleiteten Fortschritt selbst zum Gott macht und so gegen das Evangelium und die Menschenwürde verstößt. Die Akademie hat nachdenklich gemacht – und darum gebührt den Referenten wie Organisatoren ein herzliches Vergelt's Gott. □

Pfingstgeist?

Pfingsten ist für Christen das Fest der Herabkunft des Heiligen Geistes, Anfang der Kirche und das missionarische Heraustreten aus den Räumen, in die sich die Jünger zuvor ängstlich eingeschlossen hatten.

Von diesem Pfingstgeist der Kirche war beim Pfingsttreffen der KLJB auf dem Petersberg nach dem Bericht „Ein vogelwuides Wochenende“ im Trostberger Tagblatt vom 4.6.2009 wenig zu merken. Zum besseren Verständnis sei angemerkt, dass „KLJB“ Katholische Landjugendbewegung heißt und „vogelwuid“ närrisch oder verrückt bedeutet, schließlich, dass der Petersberg eine kircheneigene Begegnungsstätte ist.

Dieses Pfingsttreffen der KLJB stand unter dem Motto „vogelfrei und vogelwuid“. Es handelt sich keineswegs um eine Faschingsveranstaltung, sondern das Treffen fand an Pfingsten anno 2009 statt. Nach dem Bericht des o.a. Trostberger Tagblatts befassten sich die Gesprächskreise der 340 Jugendlichen mit „persönlicher und gesellschaftlicher Vogelfreiheit und Vogelwuidheit“. In den Workshops am Pfingstsonntag wurden T-Shirts bedruckt, Liegestühle und Traumfänger gebaut und ein vogelwuides Hairstyling betrieben. Den Pfingstsonntagsgottesdienst feierte Landjugendpfarrer Tobias Rother gemeinsam mit Diözesanjugendpfarrer Klaus Hofstetter und Landvolks-Präses Josef Mayer. „Ganz im Zeichen des Pfingstfestes färbte man Rothers Haare zu Beginn des Gottesdienstes in ‚vogelwuides Feuerrot‘“. So eingestimmt für seine Pfingstpredigt gab dann Landjugendpfarrer Tobias Rother Sätze wie „Ihr seid der grüne Pfeffer zu den Erdbeeren“ und „Ihr seid der Chili in der Schokolade, die Marmelade auf dem Käsebrod“ mit auf den Weg.

Gestärkt mit soviel „Pfingstgeist“ können wir von der Katholischen Landjugendbewegung der Erzdiözese München und mit ihrem Landjugend-Diözesanjugendpfarrer und dem Landvolks-Präses kaum den neuen Frühling der Kirche erwarten.

Hubert Gindert

Auf dem Prüfstand

Anspruch und Wirklichkeit sind nicht identisch

In der Tagespost vom 20. Juni 2009 finden sich auf ein und derselben Seite (2), zwei Artikel, die man zusammenlesen muss. Der erste ist überschrieben „Alte Heimat, neue Fremde – im Wahljahr stellt sich der Union mit neuer Dringlichkeit die Frage nach dem christlichen Profil“. Die zweite Überschrift lautet: „Merkel: Christliche Wurzeln nicht vergessen – Kanzlerin ruft Repräsentanten der Kirche auf, sich stärker zu Wort zu melden“.

Im Beitrag „Alte Heimat, neue Fremde“ legt der Autor Markus Keller dar, dass sich das Wahlverhalten der Katholiken verändert habe. Die Union verlor acht Prozentpunkte: „Viele zelebrieren enttäuscht den Austritt aus einer Union, der sie nicht mehr folgen können ... Was bleibt ist eine nivellierende Sozialdemokratisierung der gesamten Parteienlandschaft. Es herrscht politischer Pragmatismus, gepaart mit einem erbärmlich anzuschauenden Taktieren zur Machtsicherung. Ein christliches Herz, eine Idee, eine Vision hat die Merkel-Union nicht und will sie nicht“.

Der Unterschied zwischen Grundsatzprogrammen und politischer Realität der „Ich-AG“-Merkel zeige sich bei Ehe und Familie, dem Recht auf Leben, der Unverfügbarkeit des Lebens von der Zeugung bis zum Tod und in der inhaltlichen Nähe zur Kirche.

Die Entwicklung der Union zu einer Partei mit „starker Präsenz ohne Profil, Cleverness ohne Klarheit“, der katholische Persönlichkeiten mit Prinzipien und Strahlkraft fehlen, weil solche Merkel in ihrer Nähe gar nicht hochkommen ließ, ist wiederholt angesprochen worden. Kardinal Meisner hat der Union wiederholt empfohlen, das „C“ aus Gründen der Redlichkeit aus dem Parteinamen zu streichen.

In dieser Situation grenzt es an Unverfrorenheit, wenn Kanzlerin Merkel die CDU-Mitglieder des Kardinal-Höffner-Kreises am 17. Juni aufforderte, offensiv für christliche Werte einzutreten und dabei äußerte, dass es auch für „Christen unverzichtbare Dinge gebe“ und die Christen „in gewisser Weise auch missionarisch“ sein sollten. Sie fügte allerdings gleich hinzu, die Linie der Partei sei aber nicht mit einer kirchlichen Position gleichzusetzen – hier liegt der Hase im Pfeffer. Die Union soll das „C“ nicht aufgeben. Das wäre für die Machterhaltung kontraproduktiv. Was aber „christlich“ ist, bestimmt nicht etwa die Kirche, sondern „ex cathedra“ Frau Merkel. Das politische Verhalten der von Kanzlerin Merkel geführten Union zeigt uns das immer wieder. Besonders deutlich wurde es in der Stammzellforschung. Wo die Position von Frau Merkel für sie riskant werden könnte, wie zuletzt bei der Abstimmung über die Patientenverfügung am 18. Juni, bleibt sie der Abstimmung fern. In der CDU gibt es seit 1952 einen „Evangelischen Arbeitskreis“. Die Protestanten fühlten sich damals in der Union unterrepräsentiert. Überlegungen im Kardinal-Höffner-Kreis, angesichts einer Entwicklung der Union, in der christliche, insbesondere katholische Positionen immer schwächer werden, einen „Katholischen Arbeitskreis“ zu gründen, gab Merkel eine klare Absage. Gäbe es diesen mit starken und profilierten katholischen Persönlichkeiten, wäre es für Frau Merkel schwieriger, zu definieren, was „christlich“ inhaltlich bedeutet.

Angesichts dieser Situation fragen sich immer mehr frustrierte Katholiken: „Was tun?“ Sie reagieren unterschiedlich. Die einen vergrößern das Heer der Nichtwähler. Das sind die meisten. Andere wählen eine der

kleinen christlichen Parteien, wie z.B. „Christliche Mitte“, „Zentrum“ etc.. Wieder andere wählen in ihrer Verzweiflung „FDP“ oder „Grüne“. Solche, die an eine Erneuerung der Union als christlich orientierte Partei glauben und das auch wollen, gehen davon aus, dass sich die heutige Union nur in der Opposition, nicht aber an der Macht, mit Frau Merkel an der Spitze, neu ausrichten wird. Deshalb wählen sie, wenn sie noch an die Wahlurne gehen, nicht mehr pauschal die Union, sondern allenfalls einzelne Unionskandidaten, von denen sie entweder auf Grund ihres bisherigen Abstimmungsverhaltens im Bundestag (Stammzellforschung) oder auf Grund ihrer bekannten persönlichen Ausrichtung einigermaßen sicher sein können, dass sie christliche Prinzipien vertreten werden. Diese Unionsabgeordneten könnten den Kern einer Erneuerung bilden. Es sind teilweise die gleichen Leute, die trotz Sympathien für die kleinen christlichen Parteien zögern, ihnen ihre Stimme zu geben, weil sie auf Grund aller bisherigen Erfahrungen bei Wahlen konstatieren, dass in der heutigen Massendemokratie neue Parteien nur dann Erfolgchancen haben, wenn bekannte Persönlichkeiten, ein zugkräftiges Parteiprogramm, das die wichtigsten Politikfelder umfasst, und sehr viel Geld für flächendeckende Wahlwerbung zur Verfügung stehen.

Hubert Gindert

Wie man Realitäten erfindet

„Ist erst das Bewusstsein revolutioniert, hält die Wirklichkeit nicht stand“. Dieser Ausspruch des Philosophen Hegel aus dem 19. Jahrhundert will besagen: Es kommt nicht darauf an, was tatsächlich ist, sondern darauf, was die Menschen für die Wirklichkeit halten.

Als die 68er Bewegung die Gesellschaft der jungen Bundesrepublik als „repressiv“, verlogen-prüde und sexuell verklemmt darstellte, erhoffen sie eine sexuelle Revolution auszulösen, die von allen Zwängen und Normen emanzipiert ist.

Um die gesetzlichen Beschränkungen gegen die Abtreibung aufzuweichen, veröffentlichte die illustrierte *Stern* in großer Aufmachung unter dem Slogan „Ich habe abgetrieben“ die Namen von zahlreichen bekannten Persönlichkeiten, von denen einige später bekannten, sie hätten gar nicht abgetrieben. Sie wollten sich nur mit solchen Frauen solidarisieren. Tatsächlich ging es damals darum, die Abtreibung zu „entkriminalisieren“, salonfähig zu machen und als ein häufig praktiziertes Geschehen hinzustellen. Der frühere amerikanische Abtreibungsarzt Bernard Nathanson, der sich mit seiner Abtreibungsklinik für 75000 verantwortlich bekannte, sagte nach seiner Bekehrung zum Katholischen Glauben, die Abtreibungsbefürworter hätten bewusst Statistiken gefälscht, um mit hohen Abtreibungsziffern in der Gesellschaft bei den Abgeordneten ein Bewusstsein zu schaffen, dass die Abtreibung gesetzlich neu geregelt werden müsse, um den „Engelmachern“ das Handwerk zu legen. Die Massenabtreibung in den Kliniken unter ärztlicher Mitwirkung war die Folge.

Aus der Frankfurter Allgemeinen vom 6. Juni 2009 erfahren wir unter der Überschrift „Ironische Wendungen in Köln“, dass die Kandidaten um das Amt des Oberbürgermeisters, nämlich Peter Kurth (CDU) und Ralph Sterck (FDP) homosexuell seien. Peter Kurth will „damit nicht werben“, Ralph Sterck dagegen sieht in seiner Homosexualität einen Vorteil in der Werbung um das Amt des Oberbürgermeisters. Warum? Sterck verweist auf die „rund 100.000 Homosexuellen“ in Köln und spricht von einem „strategischen Vorteil“ bei der Kandidatenkür.

„Rund 100.000 Homosexuelle“ in der Stadt Köln mit ca. 1,2 Mio. Einwohner ist eine gewaltige Zahl. Der auffällig hohe Anteil homosexueller Männer wird aber erst recht deutlich, wenn wir diese Zahl auf die männliche Bevölkerung ab 15 Jahre beziehen. Ob sich da nicht der manipulative Versuch verbirgt Homosexualität als weit verbreitet, alltäglich und normal hinzustellen, um demnächst z.B. ein Adoptionsrecht Homosexueller auf die Tagesordnung bringen zu können?

Hubert Gindert

„Außergewöhnliche“ Begegnungen die alltäglich geworden sind

Sommer ist die Zeit der Feste, der Musik und der Konzerte. Die Kirchenkonzerte gehören dazu. Für die Aufführung von Musikwerken in Kirchen gibt es präzise Vorgaben. Schließlich sind Kirchen nicht Musikhallen, sondern Sakralräume, geweihte Orte. Nur christliche Musik darf in Kirchen aufgeführt werden, also nicht die der Moslems, der Hindus etc.. Für den Ablauf der Kirchenkonzerte gibt es in den einzelnen Diözesen von den Bischöfen approbierte Regeln, die einzuhalten sind, aber vielfach nicht beachtet werden. Darüber wird viel geklagt. Bis hin zu den Ordinariaten gelangen Bitten und Beschwerden um Abhilfe. Die Profanierung der Sakralräume, die wegen der guten Akustik und des feierlichen Ambiente gerne genutzt werden, geht weiter mit höchst weltlicher Musik, Operetten, Ballett, wie z.B. am 14. Juni 2009 im Mainzer Dom. „Außergewöhnliche Begegnung“, vom „Publikum mit Begeisterung und starkem Applaus aufgenommen“, in Gegenwart von Kardinal Lehmann, Generalvikar Prälat Dietmar Giebelmann, Domdekan Prälat Heinz Heckwolf und weiteren Mitgliedern des Domkapitels. Gezeigt wurden aus dem Programm des „Ballettmainz“ Choreographien „Ramifications“, „Pezzi und Tänze“, zwei Stücke aus „Obelisco“ sowie „Sinfonien“. Für den Ballettabend wurde eine Bühne vor den Stufen zum Ostchor des Mainzer Domes aufgebaut (Mainzer Wochenblatt, 25.6.09). Der Ballettabend geschah zu Gunsten der Stiftung Hoher Dom zu Mainz im Rahmen des 1000jährigen Jubiläums des Gotteshauses.

Matthäus berichtet im 21. Kapitel: „Jesus ging in den Tempel und jagte alle, die als Verkäufer und Käufer im Tempel Handel trieben, hinaus; die Tische der Wechsler und die Stände der Taubenhändler stieß er um und rief ihnen zu: ‚Es steht geschrieben: Mein Haus soll ein Gebetshaus heißen, ihr aber macht es zu einer Räuberhöhle!‘“ (21,12-13). Das ist drastisch ausgedrückt, das trifft aber auch zu für die Kirche als Konzerthalle. Hubert Gindert

Was man nicht machen und nicht kaufen kann

Ausbrechen aus dem Gefängnis, in das die angebliche „sexuelle Befreiung“ geführt hat, und zur Freiheit wahrer Liebe gelangen – das war schon das Thema eines Buches, das Gabriele Kuby vor einigen Jahren geschrieben hat („Ausbruch zur Liebe“, fe-Medien-Verlag 1994).

Mit dem kleinen Band „Only You – Gib der Liebe eine Chance!“ zeigt sie nun jungen Leuten, wie sie sich in puncto Sexualität und Liebe aus dem irregehenden Mainstream des Zeitgeistes befreien können (fe-Medien-Verlag; Hauptstraße 22, D-88353 Kisslegg; ISBN 978-3-939684-51-0). Das Wort „Liebe“ habe Hochkonjunktur, schreibt sie da, es werde aber für Verhaltensweisen verwendet, die das Gegenteil von Liebe seien, z.B. für „Liebe machen“ und „Liebe kaufen“ (S.11). Behutsam versucht sie dann, zur Erkenntnis wahrer Liebe zu führen:

Kannst du dich an eine konkrete Situation erinnern, in der du dich geliebt gefühlt hast? Vielleicht legst du das Buch zur Seite, machst die Augen zu und gehst auf einen Streifzug in deiner Erinnerung ... bis du zu einer Situation kommst, in der dich eine ganz tiefe Freude erfüllt, weil dir jemand gezeigt hat, dass er dich liebt. Es könnte so gewesen sein:

Jemand macht einen großen Umweg, um dich zu sehen.

Jemand unterbricht seine Arbeit, um für dich Zeit zu haben.

Jemand strahlt über das ganze Gesicht, wenn er dich sieht.

Jemand schaut dich so an, dass du dich schön fühlst an Leib und Seele.

Jemand steht unerwartet vor deiner Tür, um dir beim Umzug zu helfen.

Jemand spricht für dich, wenn andere schlecht über dich sprechen.

Jemand stellt sich vor, hinter, neben dich, wenn du angegriffen wirst, obwohl ihm das selbst Nachteile bringen könnte.

Jemand erhebt keine Ansprüche auf dich, sondern gibt dir Raum, so dass du dich frei zuwenden kannst.

Jemand verzichtet „dir zuliebe“ auf etwas, z.B. auf gemeinsame Zeit, weil du sie mit anderen verbringen willst.

Jemand hört mitfühlend zu, so dass du dich getröstet fühlst.

Jemand legt seine Hand auf die deine, obwohl du gerade ekelhaft warst.

Jemand verzeiht dir deine Untreue und ist trotzdem treu.

Und so weiter und so fort. (S.13 f)

Zeit im Spektrum

Den Fehler weiterhin multiplizieren?

In einer Abhandlung unter dem Titel „Weltsünde – persönliche Sünde – Erbsünde“ befasst sich der Dogmatiker Prof. Dr. Johannes Stöhr mit dem Übersetzungsfehler „Sünde der Welt“ in verschiedenen deutschsprachigen liturgischen Texten („Theologisches“ Nr.5/6-2009 Sp. 182 ff; Verlag nova & vetera, Bataverweg 21, D-53117 Bonn). Hier Anfang und Ende der Untersuchung:

In den deutschen Übersetzungen der liturgischen Texte finden sich bekanntlich gar nicht selten überraschende Fehler und befremdlich willkürlich scheinende Abweichungen vom lateinischen Original. Verschiedentlich geben sie sogar Anlass zu grundlegenden Missverständnissen und ernststen Irrtümern.

So wird z.B. auch der Plural „peccata mundi“ ständig mit dem Singular „Sünde der Welt“ wiedergegeben – gewiss kein Flüchtigkeitsfehler. Das ist u.a. der Fall beim Gloria, Agnus Dei, vor der Kommunionausteilung, in den Litaneien usw. (...)

Sünde ist nach verbindlicher kirchlicher Lehre zweifelsfrei ein Mangel an der eigenen Person, – nicht einfach eine Eigenschaft der Umwelt. Sie ist etwas Personales – nicht etwas Anonymes. Zwar kann das mit „Sünde der Welt“ Gemeinte auch durchaus richtig verstanden werden. Doch sind die Tendenzen zu einer Entpersonalisierung des Sündenbegriffes so verbreitet, dass man ihnen auch nicht eine mögliche Stütze mit einer irrigen Übersetzung geben sollte. Nicht unterschätzen sollte man gerade auch heute die Gefahren eines irrigen Heilsoptimismus.

Wenn die kommende Neuauflage des „Gotteslob“ für die deutschsprachigen Gebiete – wie nach den bisherigen Entwürfen zu befürchten ist – die alten Übersetzungsfehler wieder multiplizieren will, dann sollte ein Bischof eher auf seine Einführung in der Diözese verzichten und sich auf bewährte regional und theologisch verbesserte Texte und Lieder konzentrieren.

Ideologie behindert Forschung und Lehre

„Unbequeme Wahrheiten – Warum Homosexualität ein objektives Weihen Hindernis ist“ – So der Titel einer Untersuchung von Dr. Peter Mettler im „Forum Katholische Theologie“ (Heft 2/2009, S.110 ff; Verlag Schneider Druck GmbH, Postfach 1324, D-91535 Rothenburg/Tbr.). In Kapitel IV „Homosexualität und ihre Ursachen in der Sicht der Humanwissenschaften“ stellt der Autor u.a. fest:

Seit die Amerikanisch-Psychiatrische Gesellschaft (APA) 1973 unter dem Druck der Schwulenbewegung und nicht etwa auf Grund neuer wissenschaftlicher Fakten Homosexualität aus ihrer Liste der psychischen Störungen strich, wurde die Forschung über die Ursachen der Homosexualität zunehmend ideologisch befrachtet und durch zwei einseitig pro-homosexuelle Ergebnisforderungen verzerrt: Es dürfen erstens keine negativen mit der Homosexualität verbundenen Persönlichkeitsmerkmale entdeckt werden, und zweitens ist die Homosexualität als direkt ererbt darzustellen. Die Auseinandersetzung mit Homosexualität wurde und wird bis heute unter dem Druck dieser Prämissen der Schwulenbewegung geführt.

Vergleichbare Fälle der neuzeitlichen Forschungsgeschichte zu finden, bei denen in freiheitlichen Ländern die Behinderung der Arbeit aus politischen und ideologischen Gründen so lange und weltweit so wirksam betrieben wurde und wird wie im Falle der Homosexualität und ihrer Ursachen, wird nicht so einfach sein.

Keine der bisher vorliegenden Studien, die biologische Faktoren als Hauptursache der Homosexualität nachzuweisen versuchten, ist aber in sich schlüssig. Sie sind bestenfalls spekulativ. Es mangelt ihnen nicht nur an Widerspruchsfreiheit, sondern ihre Ergebnisse wurden bisher auch nicht durch andere unabhängige Studien wiederholt und bestätigt, ein in der Forschung unverzichtbares Erfordernis.

Die Zahl der Abgeordneten allein genügt nicht

Die Europa-Wahlen brachten eine Stärkung der Fraktion der christ-demokratischen Parteien im EU-Parlament – was ist davon zu erwarten? Etwa ein Einhalt bei der Erosion des Lebensschutzes? – In einem Gespräch mit der „Katholischen Sonntagszeitung“ (20/21.6.2009) antwortete die slowakische EU-Abgeordnete Frau Anna Záborská auf diese Frage:

Robert Schuman, einer der drei Gründerväter Europas, hat in seinem Buch

„Für Europa“ geschrieben: „Die Demokratie wird christlich sein, oder sie wird nicht sein. Eine antichristliche Demokratie ist eine Karikatur, die in einer Tyrannei oder in der Anarchie endet.“ Gemeinsam mit Konrad Adenauer und Alcide de Gasperi hat er eine europäische Union als letzte Etappe des wirtschaftlichen Integrationsprozesses mit dem Ziel der Sicherung des Friedens auf dem alten Kontinent entworfen. Viele, die die Früchte ihrer Bemühungen genießen, haben sich nicht nur selbst von diesen christlichen Wurzeln losgesagt, sondern wollen, dass auch die anderen sie vergessen. Ich habe mich in meiner ganzen politischen Karriere von den Prinzipien der Philosophie des Lebens leiten lassen. Ich hoffe, dass diese Philosophie auch die Zielsetzung der politischen Parteien beeinflussen wird, die in ihrem Namen das Wort „christlich“ tragen. Es ist wahr, dass die Fraktion der christlich-demokratischen Parteien stärker geworden ist. Das reicht allerdings nicht. Wichtig ist, dass sie konsequent die christlichen Werte, die auch allgemein menschliche Werte sind, einhält.

Es brachte die Welt nicht ins Wanken, es festigte sie

„G. K. Chesterton ist einfach gut und er tut uns gut“ schreibt der Münchener Erzbischof Dr. Reinhard Marx im Vorwort zu einem Buch, das Chesterton, der Autor der bekannten *Father-Brown-Detektivgeschichten*, 1925 unter dem Titel „*The Everlasting Man*“ herausgebracht hat und das nun in einer neuen Übersetzung ins Deutsche erschienen ist: „*Der unsterbliche Mensch*“ (Verlag nova & vetera, Bonn 2009, 318 Seiten; ISBN 978-3-936741-60-5. Mit einem Beitrag zur Rezeption und Wirkungsgeschichte von Matthias Marx). Chesterton hat das Buch als eine Antwort auf den Evolutionismus in H. G. Wells' „*Outline of History*“ geschrieben; ihm gegenüber stellt er in den zwei Teilen des Werkes das Besondere des Menschen und das Besondere des Christentums heraus. Dabei kann es auch beim Leser von heute zu den Aha!-Erlebnissen kommen, die Erzbischof Marx als einen der Gründe dafür anführt, dass Chesterton uns „gut tut“: der Leser kann den katholischen Glauben gewissermaßen neu entdecken. – Hier einige Sätze aus der Zusammenfassung am Schluss des Buches; nach einem Blick auf die vielen Mythen, Religionen und Philosophien der Menschheit sagt Chesterton dort:

Gerade im Mittelpunkt dieser Dinge ragt eine gewaltige Ausnahme. Nichts anderes ist ihr ähnlich. Sie ist endgültig gleich der Posaune des Jüngsten Gericht-

tes, obwohl sie gleichzeitig ein Stück frohe Botschaft kündigt, eine Botschaft, die zu gut erscheint, um wahr zu sein. Sie ist nichts Geringeres als die laute Bestätigung, dass dieser geheimnisvolle Schöpfer der Welt in eigener Person seine Welt besucht hat. Sie erklärt, dass in Wahrheit und sogar erst jüngst mitten in den historischen Zeiten dieses ursprünglich unsichtbare Wesen (...) in die Welt gekommen sei (...).

Das Äußerste, was je ein Religionsprophet gesagt hatte, war, dass er der treue Diener eines solchen Wesens wäre. Das Äußerste, was je ein Seher behauptet hatte, war, die Menschen könnten flüchtige Blicke der Herrlichkeit ihres geistigen Wesens erhaschen ... Das Äußerste, was irgendeine primitive Mythe je angedeutet hatte, war, dass der Schöpfer bei der Schöpfung zugegen gewesen sei. Aber dass der Schöpfer kurz nach den Abendgesellschaften des Horaz auf der Szene erschienen war und mit Zöllnern und Regierungsbeamten des Römischen Reiches sich unterhielt, und dass diese Tatsache auch weiterhin nachdrücklich von der Gesamtheit jener großen Kultur mehr als tausend Jahre hindurch bestätigt wurde, das ist etwas so unähnlich allem, dass nichts in der Natur ihm an die Seite gestellt werden kann. Es ist die eine große und erschreckende Behauptung, die der Mensch geäußert hat, seit er das erste artikulierte Wort sprach, statt gleich einem Hunde zu heulen. (...)

Alles was an der katholischen Überlieferung verurteilt wird, ihre Autorität und ihr Dogmatismus, die Weigerung, zu widerrufen und zu mildern, sind nur die natürlichen menschlichen Eigenschaften eines Menschen mit einer Botschaft, die eine Tatsache berichtet (...)

Und dies ist der endgültige Beweis des Wunders, dass etwas so Übernatürliches so natürlich geworden ist (...)

Ich hege große Sympathie für die Monotheisten, die Mohammedaner und die Juden, denen dieses Wunder als eine Blasphemie erscheint, als eine Blasphemie, welche die Welt erschüttern müsste. Aber es brachte die Welt nicht ins Wanken, es festigte die Welt. Je länger wir die Tatsache betrachten, desto gefestigter und seltsamer erscheint sie uns. Ich halte es für ein Stück schlichter Gerechtigkeit all den Ungläubigen gegenüber, die Kühnheit des Glaubensaktes, der von ihnen gefordert wird, zu betonen. Willig und ausdrücklich gebe ich zu, dass es an sich eine Behauptung ist, bei der man erwarten könnte, das selbst das Gehirn des Gläubigen zu kreisen begänne, sobald er seinen eigenen Glauben begreift. Aber das Gehirn des Gläubigen kreist nicht. Es ist das Gehirn der Ungläubigen, das ins Wanken gerät (...)

Was zeichnet den Priester aus?

Im Geleitwort zum „*Directorium spirituale*“ für den Monat August 2009 schreibt Prälat Josef Grabmeier zum „Priesterjahr, das der Heilige Vater mit dem Motto „*Die Treue Christi, die Treue des Priesters*“ ausgerufen hat:

Die Kirche ist in einer Welt der Selbstentfremdung, der Eigenmächtigkeit und der Beliebigkeit ständig der Kritik ausgesetzt, noch mehr diejenigen, die die Kirche hauptsächlich repräsentieren, die Priester. Sie sind für viele Außenseiter, Fremdlinge. Wie könnte es auch anders sein, da sie bestehende Grenzen überschreiten, Ungewohntes und Unerhörtes zur Sprache bringen, Selbstverständliches in Frage stellen und Zukünftiges verkünden. Und doch gehören sie der Welt an, stehen mitten drin, in ihren Gefährdungen, Ängsten und Hoffnungen, aber ihr Blick reicht weiter, über den Horizont hinaus. Sie sind Verkünder einer Botschaft, die aufreißt und mitreißt, die sich den ahnungslosen Menschen quer in den Weg und diese zugleich auf die richtigen Füße stellt (...) Was zeichnet einen Priester aus?

Er ist im Leben Jesu verwurzelt. In der Priesterweihe tritt er ein in die Gestalt seines Herrn, der ihn überzeugt hat und von dem er überzeugt ist. Er lebt nicht mehr aus sich, sondern ganz aus dem Geist Jesu. Jesus spricht und handelt durch ihn. In ihm setzt er sein Heilswerk fort. Das bedarf immer wieder einer Vertiefung und Erneuerung

Er ist gerufen für andere. Ein Priester baut sich nicht seine eigene Existenz auf. Er lebt von der Kirche und für die Kirche, d.h. für andere, für die, die sich im Glauben ihrem Herrn und Gott geöffnet haben, aber auch für die Suchenden und Ratlosen, für die Leidenden und Hoffnungslosen, für die Sünder und für die Geschieterten. Er will Wegweiser, Heilbringer und Hoffnungsträger sein, für die, die auf dem Weg sind oder am Wegrand stehen, und steht ihnen Rede und Antwort.

Er setzt sein ganzes Leben dafür ein. Ein Priester ist kein Angestellter auf Zeit, er hat nicht einen „Job“, er unterliegt nicht einem Vertrag. Er hat sich ganz seinem Herrn verpflichtet. Das stößt weithin auf Unverständnis, Bedauern und Ablehnung. Das lässt ihn kalt. Der Priester weiß, was er will, und dafür setzt er sich ganz ein. Das schenkt Klarheit, Zufriedenheit und Freude.

Er ist ganz und gar, mit Herz und Seele der Kirche verbunden. Das ist nicht immer leicht, da sich auch über die Kirche Schatten legen. Aber der Priester weiß, dass in dieser Kirche Christus lebt und sie immerfort erneuert. Darum liebt der Priester die Kirche und steht für sie ein.



Düren, Peter Christoph (Hrsg): Kleines ABC des Zweiten Vatikanischen Konzils.

Dominus-Verlag Augsburg 2009, Seiten 160, ISBN 978-3-940879-05-9. www.dominus-verlag.de, Preis 5,90 Euro

Im Taschenbuch „Kleines ABC des Zweiten Vatikanischen Konzils“ finden sich 229 Stichwörter mit einschlägigen Textauszügen alphabetisch geordnet.

Die Berufung auf „das Konzil“ erscheint weithin als Waffe gegen den Papst und gegen die Kirche. Doch wenn solche Kritiker wüssten, worauf und auf wen sie sich berufen, würden sie wohl erschrecken und schweigen. So steht beispielsweise im Dekret über den Dienst und das Leben der Priester u.a.: „Weil jedoch der priesterliche Dienst ein Dienst der Kirche ist, kann er nur in der hierarchischen Gemeinschaft des ganzen Leibes (Christi) ausgeübt werden. Die Hirtenliebe drängt also die Priester dazu, in dieser Gemeinschaft zu handeln und darum den eigenen Willen gehorsam in den Dienst für Gott und die Brüder zu stellen, indem sie gläubigen Geistes annehmen und ausführen, was der Papst und der eigene Bischof sowie andere Vorgesetzte vorschreiben oder nahe legen; gern geben sie alles hin und sich selbst dazu, in jeglichem Dienst, der ihnen anvertraut wird, sei er auch gering oder ärmlich.“

Allein dieses Beispiel zeigt, wie weit sich der Ungeist der Zeit von den wahren Konzilstexten entfernen kann.

Das Taschenbuch ist eine klar gegliederte Volksausgabe der Konzilstexte. Es bietet eine leicht verständliche Einführung in das Thema „Zweites Vatikanisches Konzil“. Wer mit der Kirche leben will, findet hier sein Rüstzeug. Sehr zu empfehlen.

Eduard Werner



Gertrud Steinitz-Metzler: Dass ihr uns nicht vergessen habt ... Wiener Dom-Verlag 2008 ISBN 978-3-85351-203-6 223 Seiten, broschiert, 16,90 Euro

Unter dem genannten Titel hat der Wiener Dom-Verlag dankenswerter Weise die Tagebuchaufzeichnungen von Gertrud Steinitz-Metzler nach rund 50 Jahren aktualisiert und in der Form eines Romans neu aufgelegt...

Die Verfasserin des Tagebuchs war unter jenen, die zwischen 1939 und 1945 in einem Hinterhof des Wiener erzbischöflichen Palais – im so genannten „Stall“ – eine verschworene Gemeinschaft bildeten: Kardinal Innitzers Hilfsstelle für nicht-arische Katholiken.

Die Ereignisse, von denen das Buch berichtet, trugen sich im Wien der Nazizeit zu. Jene Hilfsstelle wird für immer ein Ruhmesblatt der Kirche Wiens, seines damaligen Erzbischofs und seiner stillen, mutigen Helfer bleiben. Sie brachte Hoffnung, wo die Verzweiflung unermesslich, Nächstenliebe, wo Wegschauen das Normale war, und konkrete Hilfe in höchster Not. Überdies legt sie Zeugnis ab von der Nächstenliebe aller Klöster – es waren 51 namentlich erfasste Ordensniederlassungen, – die zugunsten der verfolgten Juden für die Ärmsten der Armen hungerten, um durch Lebensmittel- und Geldspenden die Arbeit der Hilfsstelle zu unterstützen. Dort wurden tagaus, tagein Kranke besucht, Medikamente und Brillen verschafft, da arische Ärzte keine Juden behandeln durften, und Lebensmittel verteilt. Dort begann die Auswanderungsaktion der Katholischen Kirche, der es gelang, eine beträchtliche Anzahl von Judenchristen ins Ausland zu bringen, ehe die Tür ins Schloss fiel.

Das Buch liest sich spannend bis zur letzten Seite, lässt Geschichte lebendig werden und weckt gleichzeitig Dankbarkeit gegenüber jenen tapferen Helfern in finsterner Zeit.

Vor allem Jugendlichen, die stets auf der Suche nach Vorbildern sind, ist die Lektüre zu empfehlen. Sie sollen erfahren, dass es in den dunklen Jahren der gemeinsamen deutsch-österreichischen Geschichte nicht nur Schuld und Versagen gab.

Ein ganz besonderes Geschenk!

Waltraud Volpert



Gerhard Löffler OMI, Ganz schön bist Du, Maria, 160 S., fe-medien, kisslegg 2008, ISBN 978-3-939684-30-5, Euro 5.-

„Die Huldigungen zur Ehrung der Mutter Gottes kennzeichnen eine Epoche der Erneuerung des Glaubens selbst. Und von Maria richten sie sich auf ihren göttlichen Sohn, da sie nun so herrlich wegen ihrer Würde als Mutter Christi geehrt wird.“ Dies sind Worte des Ordensgründers der „Missionare Oblaten der makellosen Jungfrau Maria, Eugen von Mazenod. Diesem Wort wird das Predigtbüchlein von Pater Gerhard Löffler OMI, Seelsorger an der Wallfahrtsstätte Maria Vesperbild, gerecht. Zu den Hochfesten der Muttergottes im Laufe des Jahres, vom Hochfest der Muttergottes am 1. Januar bis zum Hochfest der Immaculata unter Einschluss des weithin übersehenen Mariensamstags und Herz-Marien-Samstags, stellt Pater Löffler eine Auswahl seiner Predigten vor, die den Kern des Festgeheimnisses erläutern und zur Vertiefung der marianischen Spiritualität beitragen. Pater Löffler bringt auch einige Predigten zu Festtagen und zeigt so, wie man immer wieder die Fakten in Erinnerung rufen kann und doch neue Akzente setzt, die das religiöse Leben bereichern. In einem Nachwort entfaltet der Wallfahrtsdirektor von Maria Vesperbild, Wilhelm Imkamp, die Bedeutung der Schönheit Mariens für die Glaubenslehre der Kirche und für die Volksfrömmigkeit. Er erläutert die Bedeutung der Volksmissionen der Oblaten und ordnet in diesen Zusammenhang die Predigten ein, die Frucht der in diesem Wallfahrtsort eingeübten Spiritualität sind.

Gerhard Stumpf



Otfried Pustejovsky: Christlicher Widerstand gegen die NS-Herrschaft in den Böhmisches Ländern. LIT-Verlag Berlin 2009, 238 Seiten, ISBN 978-3-8258-1703-9. Euro 29,90

Der Autor stammt aus Mähren, ist Osteuropa-Historiker, Theologe und Germanist. Er hat mit diesem Beitrag zu Kirche und Gesellschaft im 20. Jahrhundert in Böhmen und Mähren ein Tor zur wissenschaftlichen Aufarbeitung des Widerstandes gegen das NS-Regime geöffnet. 70 Jahre nach der Vertreibung der Deutschen aus diesen Gebieten bestimmen immer noch kollektive Schuldzuweisungen von beiden Seiten weitgehend die politische Diskussion. Ein tschechisches Forschungsprogramm 2006-08 hat sich vorwiegend mit dem sozialdemokratischen Widerstand der Sudetendeutschen beschäftigt. Nun hat Pustejovsky auf Anregung der Ackermann-Gemeinde ergänzend dazu den sudetendeutschen Widerstand christlicher bzw. bürgerlicher Kreise dargelegt. Durch Berichte von Zeitzeugen, Kurzbiographien, durch Dokumente und Archivmaterial wurden viele Widerstandskämpfer der Vergessenheit entrissen. Geistliche, Ordensleute, Intellektuelle, Arbeiter, Bauern und Rentner litten unter den Schikanen des NS-Regimes. Wegen ihrer Ablehnung der NS-Ideologie und ihrer christlich demokratischen Gesinnung fanden viele den Tod.

Es ist Zeit, dass sich die wissenschaftliche Forschung dieses Themas annimmt. Pustejovsky hat ein Bild der „anderen Sudetendeutschen“ gezeichnet und Quellen und Fachliteratur zur Weiterforschung aufbereitet.

Helga Wilms



P. Tilman Beller: Hat Gott auch einen Weg für mich? Singles fragen, P. Tilman Beller antwortet. Eigenverlag, Wien 2009, Hrsg.: Dr. Gudrun Kugler, Tel: 0043 / 1 / 2749898, Email: office@kathtreff.org, S.76, Preis 12 Euro z.zügl. Versand

Singles sind eine große Bevölkerungsgruppe geworden. In manchen Großstädten stellen sie die Hälfte aller Haushalte. Was spielt sich aber in den eigenen vier Wänden ab? Sind die Singles mit ihrem Dasein zufrieden, sind sie ausgefüllt oder vereinsamt, sehnen sie sich nach einem Partner? Der Mensch ist ein Gemeinschaftswesen, auf Kommunikation angelegt. Im Buch „Hat Gott auch einen Weg für mich?“ geht der Priester Tilman Beller mit einer 40jährigen Erfahrung als Begleiter von Singles und Ehepaaren den anstehenden Fragen nach. Aus einer Reihe von Untersuchungen wissen wir, dass sich viele Singles einen Lebenspartner wünschen, aber manchmal hilflos vor ihrer Situation stehen. Kathtreff und das katholische Heiratsportal im Internet versuchen, mit ihrer Initiative und mit diesem Buch von Beller, Hilfen zu geben. Empfehlenswert

Hubert Gindert

Gabriele Kuby: only you. Gib der Liebe eine Chance. FE-Medien-Verlag
80 Seiten, ISBN 978-3-939684-51-0,
Preis: 5,- Euro

Noch vor wenigen Jahrzehnten wurde das Thema Sexualität in der öffentlichen Diskussion kaum angesprochen. Heute ist es zum alles bestimmenden Leitgedanken in sämtlichen Medien geworden. Tun, worauf man Lust hat, wird zum ersten Gebot erklärt. Nur über die Folgen dieser Freizügigkeit wird geschwiegen, sie sind zum neuen Tabu geworden.

Es wird verschwiegen, dass sich die Zahl der Sexualstrafen bei Minderjährigen in den letzten Jahren in erschreckendem Maß vermehrt hat. Gabriele Kuby hat in den letzten Jahren mit ihren gesellschaftskritischen Büchern „Ausbruch zur Liebe“, „Die Gender Revolution“ und „Auf dem Weg zum neuen Gender-Menschen“ für jeden erkennbar den Zustand unserer Gesellschaft im Hinblick auf Liebe und Sexualität aufgezeigt, nicht immer zur Freude der Verantwortungsträger oder der Medien. Trotzdem oder vielleicht gerade deshalb hat sie nun ein weiteres Buch herausgebracht: ONLY YOU – GIB DER LIEBE EINE CHANCE. Ein kleines, schmales Bändchen, das besonders an jugendliche Leser gerichtet ist. Der englische Titel muss daher nicht erst übersetzt werden. Unter dem starken Einfluss des Englischen in den letzten Jahren ist die junge Generation vertraut mit den ins Deutsche eingestreuten englischen Wörtern. Einige davon sind zum Teil schon zum festen Bestandteil der Umgangssprache geworden, so auch ONLY YOU.

Das Buch ist nicht für jeden, heißt es gleich im ersten Kapitel, denn es rüttelt an schlafende Gewissen, die aufhören zu denken, wenn sie ahnen, dass sie in Widerspruch zum Mainstream kommen könnten (10). Es ist eine traurige Tatsache, dass durch den seit Jahren praktizierten verpflichtenden Sexualunterricht in den Schulen, viele Kinder und Jugendliche sich unter dem Druck sehen, sexuell aktiv sein zu müssen. So wird Sex für die meisten zu einem völlig normalen rein technischen Akt – und niemand sagt ihnen „dass das ‚Normale‘ in Wirklichkeit krank ist“ (19). Liebe, so die Autorin, kann man nicht machen und nicht kaufen. Man kann sie nur in Freiheit geschenkt bekommen und dann wieder schenken (16).



In ONLY YOU behandelt Gabriele Kuby gegenüber ihren jugendlichen Ansprechpartnern die ganze Skala des Verhaltens zwischen den Geschlechtern: das Schlechte und Schädliche, das Beglückende und Heilige. Mit dem ihr eigenen sprachlichen Talent versteht sie die heiklen Themen im Umfeld von Sexualität lesbar zu machen.

Eine Jugend, die weiß, mit Freundschaft, Liebe und Geschlechtlichkeit umzugehen, wird zwischen Glück und Spaß unterscheiden können, weil sie lieben gelernt hat im Vertrauen darauf, dass der Gott der Liebe der Dritte im Bunde ist.

Inge M. Thürkau

ZdK und „Donum Vitae“

Aufgrund der Ablehnung von Herrn Brockmann zum Präsidenten des ZdK durch die Deutsche Bischofskonferenz herrscht große Aufregung beim ZdK und unter antirömischen Laiengremien. „Entsetzen, Lähmung und Unverständnis“ äußerte DER PILGER, Bistumsblatt der Diözese Speyer, in der Ausgabe vom 10.05.09 und „tiefe Betroffenheit der Diözesankatholikenrats“. Bei allen Spekulationen über die Beweggründe der Bischöfe haben die Kritiker bezeichnenderweise übersehen, dass Herr Brockmann zu den Gründern von „Donum Vitae“ gehört. Sogar DER PILGER weigert sich, den Lesern mitzuteilen, dass diese Organisation keine kirchliche Einrichtung ist und in der Schwangerenberatung klar gegen die Weisungen des Papstes und der Bischöfe verstößt. Ob allerdings die deutschen Bischöfe ihre eigenen Weisungen noch beherzigen, darf in Kenntnis eines Schreibens des Sekretärs der Deutschen Bischofskonferenz bezweifelt werden, in dem es heißt: „Umso wichtiger ist es, dass ich Sie nachdrücklich der fundamentalen Wertschätzung versichere, die die Deutsche Bischofskonferenz gegenüber dem Zentralkomitee der deutschen Katholiken empfindet“.

*Dr. Jakobus Lüttmer,
67117 Limburgerhof*

DER FELS Katholisches Wort in die Zeit

Liebe Fels Leser,

Wir hoffen auch weiterhin auf eine großzügige Unterstützung, die es uns möglich macht, die Arbeit zur Verbreitung und Verteidigung des katholischen Glaubens weiterzuführen.

Wir vertrauen dabei wie bisher auf die finanzielle Hilfe unserer Freunde.

Ein herzliches Vergelt's Gott!

Ihre Fels Redaktion



Spendenauf

www.der-fels.de

Berichtigung

Seite 216, Spalte 1: Es muss heißen: „Die Erklärung der Glaubenskongregation **Dominus Jesus** vom 6. August 2000“ statt Dominus Deus.

Seite 217, Spalte 2: ist zu ergänzen: „als Präsident Meyer den Tag der Veröffentlichung **der Laieninstruktion** als einen dunklen Tag der Katholiken bezeichnete ...“

In der Maiausgabe unserer Zeitschrift haben wir unter der Überschrift: „Irreführende Vorwürfe in der Fernsehsendung vom 26.3.2009 in der ARD“ Seite 155 darüber berichtet, dass bereits Papst Paul VI. 1966 bis 1981 die wichtigsten Dokumente aus der Nazi-Zeit veröffentlichen ließ. Das bedeutet natürlich nicht, dass Papst Paul VI. bis 1981 gelebt hätte. Es heißt vielmehr, dass die Veröffentlichung 1966 begann und über das Pontifikat von Papst Paul VI. hinausreichte. Als Papst Paul VI. 1978 starb, waren natürlich die Arbeiten zur Aufbereitung und Publikation der Akten noch nicht abgeschlossen.

Messfeiern nach dem Motu Proprio „Summorum Pontificum“
siehe Heft 1/2009, S. 29

Sühnenacht Sühneanbetung

Leuterod/Ötzingen: 31.08.2009 und 28.09.2009, Maria-Hilf-Kirche, Sühnegeb. std. Euch.fei., Predigt, Beichte u. euchar. Anbet. von 18.00 - 22.00 Uhr m. Pfr. R. Lambert; monatl. Treffen der Mitglieder des Marian. Segenskreises; Hinweise: 02602-7272

Klotten: 13.08.2009 und 13.09.2009, St. Maximinus, Fatimabetsabend, Beginn 19.00 Uhr, mit Ro.kr. und Beichte, Lichterprozession, feierl. Hochamt; Hinweise: 02671-3391

Nächtliche Anbetung in Oberhaid: 08./09.08.2009 und 12./13.09.2009 19.30 Uhr, Anbetung, Beichtgel., 21.00 Uhr, hl. Amt zu Ehren der Mutter Gottes, 24.00 Uhr, Lat. Choralamt, Ende ca 2.00 Uhr

Wietmarschen: 08.08.2009 und 05.09.2009 15.30 Uhr Ro.kr. andacht i. St. Matthiasstift, anschl. hl. Messe in der Wallfahrtskirche; Hinweise: 05921-15291

Veranstaltungen der Initiativkreise – Aktionsgemeinschaften:

München:

05.08.2009, Rhaetenhaus, 16.30 Uhr Dr. Elisabeth Gräfin von Gaal-Theuer: An der Hand der Mutter Gottes von Lourdes zur Fülle des Lebens; Hinweise: 08191-22687

Speyer:

06.09.2009, 15:45 Uhr, Prälat Prof. Dr. Helmut Moll: Das deutsche Martyrologium des 20. Jhds. mit besonderem Blick auf die „zehn Blutzügen aus dem Bistum Speyer“. Hinweise: 06324-64274

Würzburg:

20.09.2009, GR Walter Lang: Aufgaben und Probleme der liturgischen Feier der hl. Messe in unserer Zeit; Hinweise: 06022-20726

im August 2009

1. dass die Öffentlichkeit echte Lösungen für die oft tragischen Lebensbedingungen von Millionen Vertriebener und Flüchtlinge findet.

2. dass den Christen, die wegen ihres Bekenntnisses zu Christus verfolgt und diskriminiert werden, ein Leben nach ihrem Glauben als Menschenrecht zugestanden wird.

Gebetsmeinung des Hl. Vaters



im September 2009

1. dass die Quelle von Freiheit und Freude, das Wort Gottes, besser bekannt, angenommen und ins Leben übersetzt wird.

2. dass der Heilige Geist den Christen in Laos, Kambodscha und Myanmar in ihren großen Schwierigkeiten die Kraft gibt, ihren Brüdern und Schwestern das Evangelium zu verkünden.

Anschriften der Autoren dieses Heftes

- Raymund Fobes
Zillenweg 8, 85051 Ingolstadt
- Dr. Thomas Krapf
Feilnerstr. 4, 10969 Berlin
- Jürgen Liminski
Neckarstr. 13, 53757 St. Augustin
- Stefan Meetschen
ul. Zwyciezcow 53 m. 2
03-937 Warschau (Polen)
- Prof. Dr. Reinhold Ortner
Birkenstr. 5, 96117 Memmelsdorf
- Prof. Dr. Lothar Roos
Kollegium Albertinum
Adenauer Allee 19, 53111 Bonn
- Dr. Eduard Werner
Römerweg 3 A, 82346 Andechs
- Ursula Zöllner
Karlstr. 3, 3793 Aschaffenburg

DER FELS - Katholische Monatsschrift. Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743, e-mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de Bestellung: Renate.Gindert@der-fels.de

Verlagsleitung: ebendort, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau;

Druck: Mayer & Söhne, Druck und Mediengruppe GmbH, 86551 Aichach

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V.;

Landsberg-Ammersee Bank eG, KontoNr.: 514 75 22, BLZ: 700 916 00;

Postbank München, KontoNr.: 903 166 809, BLZ 700 100 80

Österreich: Bestellungen wie oben, Landeshypothekenbank Salzburg, Fels e.V.,

Konto Nr.: 2 493 378, BLZ: 55 000;

Schweiz: Bestellungen wie oben, Post Finance, Der Fels e.V.,

Konto Nr.: 60-377132-6, (Ausland) IBAN: CH80 0900 0000 6037 7132 6; BIC: POFICHBEXXX

Für übrige EU-Länder: Wer Spenden auf unser Konto überweisen möchte, kann dies zu Inlandsgebühren erledigen, wenn er bei der Überweisung anstelle der Kontonummer die IBAN (=Internationale Kontonummer) DE 46 7009 1600 0005 1475 22 und anstelle der Bankleitzahl die BIC (Identifikation des Kreditinstitutes) GENODEF1DSS angibt.

Bruder Paulus Bernheim

„Niemand hat eine größere Liebe als der, der sein Leben hingibt
für seine Freunde.“ Joh 15,13

Hätte die Kirche heftiger protestieren sollen gegen die Zwangsdeportationen von Juden nach Auschwitz oder hätte sie schweigen und heimlich noch mehr retten sollen? Die Kirche hat in ihrer Not beide Wege versucht. Dabei hat sich der Weg des offenen Protestes als der verlustreichere erwiesen, während der Weg des abgewogenen Protestes und des stillen Rettens erfolgreicher war. Diesen Weg gingen Papst Pius XII. und die deutschen Bischöfe. Dieses Dilemma zeigt auch das traurige Schicksal des Augsburger Benediktiners Paulus Wolfgang Bernheim, dessen Leben P. Franziskus Berzdorf im Niederländischen Martyrologium „Zeugen für Christus“ erzählt.

Wolfgang Bernheim ist am 7.5.1923 in Augsburg in eine jüdische Industriellenfamilie hineingeboren. Vater und Sohn konvertierten Mitte der zwanziger Jahre in die katholische Kirche. Sohn Wolfgang besuchte in Augsburg das Benediktinergymnasium St. Stephan. Wenige Tage nach der Reichspogromnacht am 9. November 1938 mussten an vielen Schulen die jüdischen Schüler die Lehranstalt verlassen. Während der Vater Bernheim mit der übrigen Familie rechtzeitig in die Schweiz emigrierte, blieb Wolfgang zunächst allein in Deutschland. Später emigrierte er wie viele katholische Juden damals in die Niederlande. Am 11.04.1941 trat er in die Benediktinerabtei Vaals (NL) ein, um Mönch zu werden. Wolfgang Bernheim erhielt den Klostersnamen Paulus. Obwohl die Niederlande seit

Mai 1940 von deutschen Truppen besetzt waren, verlief das Leben der Juden aus Deutschland zunächst noch normal. Aber ab 1942 wurden viele Juden interniert und nach Auschwitz deportiert. Was in Auschwitz passierte, sprach sich rasch herum. Wie daraufhin die Angst stieg und viele Juden untertauchten, wissen wir aus dem berühmten Tagebuch der Anne Frank. Da entschlossen sich die katholischen Bischöfe der Niederlande, am Sonntag den 26. Juli 1942 in allen Gottesdiensten einen flammenden Protest gegen die Juden deportationen vorlesen zu lassen. Anne Frank schrieb dazu am 27.02.1943 in ihr Tagebuch: „Der Hirtenbrief der Bischöfe ist großartig ... Ob es hilft? Unseren Glaubensgenossen sicher nicht.“ Wie recht Anne Frank hatte, wissen wir heute. Das junge Mädchen ahnte, dass der Dämon Hitler umso grausamer reagieren werde. Aus Rache gegen die Bischöfe ließ die SS zunächst nur die katholischen Juden deportieren, während die protestantischen und kalvinischen Juden eine Schonfrist erhielten. Zu den katholischen Opfern gehörte nun auch neben Edith Stein und ihrer Schwester Rosa der Benediktiner Paulus Bernheim. Anfang August 1942 mussten sich alle katholisch getauften Juden an Sammelstellen einfinden. Für Bruder Paulus begann nun ein Gewissenskampf. Sollte er fliehen? Dazu riet ihm sein Mitnovize Petrus Jos Niessen, der zum niederländischen Untergrund Kontakt hat-

te. Eine Flucht hätte aber zweifellos eine diabolische Rache der SS gegen das Kloster ausgelöst. Diese Gefahr stellte der Abt dem Bruder Paulus vor Augen. Dieser rang sich schließlich dazu durch, sich im Sammellager zu melden, um seine Brüder im Kloster nicht zu gefährden. So ging Bruder Paulus schweren Herzens seinen letzten Gang. Sein Freund Niessen begleitete ihn zum Zug, der bereits voll von Männern, Frauen und Kindern war, die alle mit dem Judenstern gekennzeichnet waren. Unterwegs zur Sammelstelle hatte Bruder Niessen immer wieder versucht, seinen Mitbruder Paulus Bernheim zur Flucht zu bewegen. Paulus weinte viel auf diesem Weg; sein Entschluss, den Opferweg zu gehen, war jedoch unabänderlich. Am 28.8.1942 wurde er nach Auschwitz deportiert und dort bald darauf vergast.

Ist Paulus Bernheim ein Märtyrer? Ja! Zuerst wurde er verfolgt, weil er Jude war. Dann wurde er nach Auschwitz gebracht, weil er katholischer Jude war. Bruder Paulus Bernheim ist ein Märtyrer. Der gewaltsame Tod, die Unschuld des Opfers und der Hass der Verfolger auf den katholischen Glauben sind unbestritten. Und Bruder Paulus hat den Leidensweg angetreten, um seine Mitbrüder nicht zu gefährden. Er war ein Opfer des kirchlichen Protestes. Möge seine Todesangst einmal in einen Segen für das ganze Gottesvolk umschlagen!

Eduard Werner

**Wenn alle untreu
werden – so bleibe ich
doch treu. Novalis**